

WAS DIESES HEFT BRINGT

	Seite
<i>Ernst Beier</i> Zwischen heimatlicher Begrenzung und europäischer Aufgabe	181
<i>Troels Fink</i> Geschichtsbewußtheit in Dänemark.....	186
<i>Hans Peter Johannsen</i> Momentaufnahmen aus dem Schleswigschen.....	194
<i>Ernst Siegfried Hansen</i> Die heimatliche Bindungen des Malers Emil Nolde.....	200
<i>Gerd Vaagt</i> H. C. Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“	207

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich
und werden herausgegeben vom Grenzfriedensbund.
Bezugspreis für V 3339 F 2,— DM, für V 3340 F 1,— DM jährlich.

Für die mit Autornamen versehenen Beiträge
zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion: Ernst Beier, 239 Flensburg, Waldstraße 40.

Geschäftsstelle Husum, Theodor-Storm-Straße 9.

Druck: Severin Schmidt GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg.

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

IM BLICK AUF EUROPA

Ob man die Lösungen, die hier (im deutsch-dänischen Grenzraum) für dies sonst so dornige, von Mißverständnissen, tiefem gegenseitigem Mißtrauen und Ressentiments überwucherte Problem nationaler Minderheiten gefunden worden sind, tatsächlich als ideal oder doch als die besten aller praktisch möglichen bezeichnen darf, wage ich als Außenstehender nicht zu entscheiden. Eines jedoch scheint mir gewiß, daß es um Europa besser stehen würde, wenn überall, wo Volksgruppen in einem Staatsverband anderer Sprache und Kultur leben, die gleiche Bereitschaft zum Eingehen auf ihre besonderen Bedürfnisse und das gleiche Verständnis für ihren Willen zur Erhaltung ihrer Eigenständigkeit vorhanden wäre, wie es hier nördlich und südlich der Grenze augenscheinlich der Fall ist, und zwar unbeschadet der Tatsache, daß es früher auch zwischen Deutschen und Dänen zu harten und von beiden Seiten nicht immer mit rein geistigen Mitteln geführten Auseinandersetzungen gekommen ist — und unbeschadet auch der Reibungsflächen, die hüben und drüben weiterhin bestehen, und der Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben mögen.

*

Besser als alle anderen Europäer geben sich die Angehörigen der nationalen Minderheiten Rechenschaft darüber, daß man nicht Staaten miteinander föderieren kann, ohne daß sich diese Staaten auch ihrerseits in der einen oder anderen Weise föderalisieren, das heißt, ihren Minderheiten mit einem Maß an Autonomie auch das Recht zur freien Selbstentfaltung einräumen, das ihnen im Zeichen nationaler Ausschließlichkeit und der daraus erwachsenden nationalen Rivalitäten vielfach so beharrlich verweigert wurde. Denn das eine Europa, wenn es wirklich zustande kommt, wird ganz gewiß nicht ein Europa der Gleichmacherei, der Vermischung und Vermantschung nationaler Individualitäten

sein können, sondern nur eines, das aus der Anerkennung ethnischer und kultureller Vielfalt, aus der Achtung vor der Eigenart und dem Lebensrecht aller seiner Völker in allen ihren Teilen — der kleinen wie der großen — erwächst. Toleranz ist wichtig — aber sie ist nicht alles. Es kommt nicht allein darauf an, daß wir lernen, das Andere und Andersartige zu respektieren, seiner Pflege keine Hindernisse in den Weg zu legen, Bedrohungen seiner Existenz von ihm fernzuhalten. Das kann nur der erste Schritt zu dem sein, was mir als die einzige wirkliche Gewähr für den Bestand der Minderheiten erscheint. Wir müssen dazu gelangen, das Andersartige nicht bloß mehr oder minder widerwillig zu dulden, sondern in ihm gerade die Chance der Bereicherung zu sehen. Ich möchte es ganz einfach sagen: Erst wenn wir Spaß daran haben können, daß nicht alle Menschen gleich sprechen, gleich fühlen, gleich denken — erst dann wird das Minderheitenproblem in Europa seine endgültige Lösung gefunden haben.

FRITZ RENÉ ALLEMANN

in seinem Vortrag auf dem Deutschen Tag am 10. November 1974 in Tingleff

Zur Situation der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig an der Jahreswende 1974/75

Zwischen heimatlicher Begrenzung und europäischer Aufgabe

Nationale Minderheiten — ein Anachronismus?
Das Grenzland Schleswig als europäische Region?

Das Nachstehende ist nicht ein in die Einzelheiten gehender Bericht über Tagungen der deutschen Volksgruppe in Nordschleswig in den nun hinter uns liegenden Herbstmonaten, auch kein Stimmungsbericht über ihre bemerkenswerte menschliche und geistige Atmosphäre — so reizvoll das wäre. Es ist der zweifellos unzulängliche und angreifbare und zwangsläufig subjektive Versuch eines südlich der Grenze beheimateten Teilnehmers, das dort gewonnene — begrenzte — Bild der gegenwärtigen Problematik der Volksgruppe im Zusammenhang zu sehen, einer Problematik, die durch die beiden oben wiedergegebenen Tagungstitel in ihrer ganzen Spannweite gekennzeichnet ist.

Nationale Minderheiten — ein Anachronismus?

Dies war der Tagungstitel des Arbeitskreises junger Nordschleswiger, der Ende September in die Akademie Sankelmark eingeladen hatte, um sich über seinen geistigen, gesellschaftlichen und politischen Standort im Konnex mit der Gesamtheit der deutschen Volksgruppe und ihres Lebens- und Wirkungsraumes Nordschleswig klarzuwerden. Dementsprechend waren die Vortragsthemen gewählt: „Die Entwicklung der dänischen Minderheit in Schleswig-Holstein nach 1945“ (Dr. Karl-Friedrich Nonnenbroich, Sankelmark) — „Die kulturelle Situation der dänischen Minderheit 1974“ (Paul O. Hertrampf, Flensburg) — „Das Grenzland Schleswig - eine Kulturlandschaft“ (Willy-August Linnemann und Dr. Hans Peter Johannsen, Flensburg) — und die Aussprachekreise „Die Zukunft der nationalen Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzraum (mit Thies-Uwe von Leesen, Kiel, und Rektor Artur Thomsen, Flensburg) und „Nationale Minderheiten heute - Chance oder Anachronismus? (mit Landespolitikern der CDU, SPD und FDP). Der Gesamteindruck war, daß die Vorträge, so gehaltvoll und gedankenreich sie im einzelnen waren, mehr oder weniger unvermittelt als Monologe nebeneinander standen und sich wegen der sehr weit auseinanderliegenden geistigen Bezugspunkte zu keinem Gesamtbilde der besonderen Gegebenheiten des schleswigschen Grenzlandes und seiner volklichen Minderheiten

zusammenfügten und wahrscheinlich darum in der Aussprache keine zentrale Rolle spielten. Dagegen war das eigene, ganz private Selbstverständnis als Deutscher in Nordschleswig (Warum bin ich deutsch gesinnt in einer dänischen Umwelt, die in vielem auch die meine ist und von mir bejaht wird?) die zentrale, immer wieder variierte Frage. Das Subjektive, Gefühlsbetonte, Bekenntnishafte, dabei gleichzeitig Verunsicherte und Gebrochene des Verhältnisses mancher Junger, trotz ihrer Zweifel in der Volksgruppenarbeit Engagierter — entgegen dem selbstsicheren und unbedingten Deutschtum ihrer Väter und Großväter — fiel besonders auf. Fragen nach den gegenüber den weiter zurückliegenden Jahrzehnten — Weimarer Republik, Drittes Reich — veränderten objektiven Voraussetzungen für das Bestehen und Wirken der Volksgruppe und des Bekenntnisses zu ihr — gesellschaftliche, staatsrechtliche, politische, ideologische — wurden kaum aufgeworfen und kritisch untersucht. Die Aussprache glitt vom Grundsätzlichen sehr schnell ab zu Einzelfragen der augenblicklichen tagespolitischen Situation: der Bedeutung der parlamentarischen Vertretung im Folketing und deren Ermöglichung durch das Zusammengehen mit einer dänischen politischen Partei (sogenanntes „Huckepackverfahren“) — dem Wunsche nach engeren Kontakten zum schleswig-holsteinischen Landesparlament und deren möglicher Institutionalisierung — der Frage nach der ausreichenden materiellen Unterstützung der Volksgruppe von Seiten des Landes und des Bundes und den hier gegenwärtig bestehenden Schwierigkeiten — der Verhärtung der politischen Fronten in Schleswig-Holstein und der Bundesrepublik und deren möglicher negativer Einfluß auf das Verhalten gegenüber der Volksgruppe.

Aus dem Wunsche nach engeren menschlichen und geistigen Kontakten über die Grenze hinweg waren zu der Tagung als Gesprächspartner auch Vertreter der Jungen Union und der Jungsozialisten eingeladen worden. Während die letzteren durch Abwesenheit wohl ihr Desinteresse bekundeten, nutzten die anwesenden Mitglieder der Jungen Union die Gelegenheit, um ihre nicht sehr umfangreiche Kenntnis der Minderheitenprobleme zu erweitern.

Ein sehr fruchtbares Gespräch ergab sich aber mit den Vertretern der im schleswig-holsteinischen Landtag vertretenen politischen Parteien CDU, SPD und FDP über die Möglichkeit einer engeren Verbindung der Volksgruppe zum Landesparlament, wobei in der Frage der Institutionalisierung derselben bei der CDU und SPD noch verschiedene Auffassungen bestehen. Dieses Gespräch mit den Parlamentariern stand unter dem Thema „Nationale Minderheiten heute - Chance oder Anachronismus?“ Daß die jungen deutschen Nordschleswiger sich selbst in Frage zu stellen wohl bereit sind, sich aber keineswegs als Anachronismus empfinden, war wohl vorauszusetzen. Aber auch die befragten Abgeordneten betonten ihre positive Einstellung gegenüber der deutschen

Volksgruppe, rieten ihr aber, sich wie andere soziale Gruppen mehr als bisher einer Lobby zu bedienen, um ihren Wünschen Gehör zu verschaffen.

Der aufmerksame Beobachter gewann den Eindruck, daß weder das noch so gefühlsbetonte subjektive nationale Bekenntnis noch eine wirkungsvolle Lobby, noch das notwendige Geld zusammengenommen genügen, um den Bestand der Volksgruppe auf die Dauer zu sichern, sondern die genaue Kenntnis der objektiven Bedingungen ihrer Existenz und ihre Einbeziehung in das „Gruppenbild“ der deutschen Nordschleswiger. Dabei scheint im Augenblick das Bewußtsein dessen, was man nicht mehr ist und nicht mehr sein kann, deutlicher zu sein als das Bild der künftigen Möglichkeiten und Grenzen.

Von diesem Gruppenbild wird es auf die Dauer auch abhängen, wieweit die Jugend bereit ist, die Volksgruppe mitzutragen und mitzugestalten — eine Aufgabe, die über die Erhaltung der Volksgruppe als dem privaten Lebensraum der deutschen Nordschleswiger hinausweist in weitere gesellschaftliche Bereiche.

Das Grenzland Schleswig als europäische Region?

Dieses war der Untertitel für das Programm des Deutschen Tages 1974. Auf der traditionellen Zusammenkunft der mit der Volksgruppenarbeit besonders Verbundenen von nördlich und südlich der Grenze in Bau nahm Peter Iver Johannsen, der neue, junge Generalsekretär des Bundes deutscher Nordschleswiger in seinem einleitenden Referat das Thema der Tagung der jungen Nordschleswiger noch einmal auf und sagte u. a.: „Wir können uns heute als Minderheit nicht damit begnügen, unsere Existenz zu registrieren. Wenn wir als volkliche Minderheit überleben wollen, müssen wir täglich für unsere Sache eintreten und auch für sie kämpfen. Wir müssen ständig über unser Dasein und unsere Aufgabe reflektieren, wenn wir verhindern wollen, nivelliert zu werden. Wollen wir dies vermeiden, was stellt sich uns dann heute als unsere eigene politische deutsch-nordschlewigische Aufgabe?

Wir sind als Minderheit eine durch gleichartige Abstammung und durch ein gleiches, dem deutschen Kulturkreis verbundenes Lebensgefühl zusammengehörige Gruppe, die anders ist als sonstige Gruppen im dänischen Staat. Wir sind eine Gruppe, die im Bewußtsein ihrer deutschen Identität demokratisch wie andere staatsbürgerliche Gruppen an den gesellschaftlichen Aufgaben im dänischen Staat mitwirkt. Damit sind wir eine politisch relevante Gruppe von einer Bedeutung, die sich an Wahl- und Schülerzahlen allein nicht messen läßt. Wir können im zwischenvolklichen Bereich eine Funktion ausüben, an der auch der Staat, in dem wir leben, und auch der Staat unseres Volkes interessiert sein sollte.

Die deutsche Minderheit in Nordschleswig ist unter dem Einfluß der Nationalstaatsidee entstanden. Dieser Idee fühlen wir uns politisch nicht mehr

verbunden. Das heißt nicht, daß wir heute kein Nationalgefühl mehr haben. Wir sehen das Nationalgefühl heute als etwas Dynamisches an, als einen Wert gesellschaftlichen Lebens neben anderen Werten.

Man begegnet auf beiden Seiten der Grenze, besonders aus den Reihen der jungen Generation, öfter der Frage: Ist es denn noch notwendig oder hat es überhaupt noch einen Sinn, deutsch oder dänisch zu sein? Meiner Überzeugung nach hat es einen Sinn, sich zu bekennen, weil es, wie die Dinge sich hier nun einmal entwickelt haben, schlechthin zur persönlichen Haltung gehört.“

Es war bezeichnend, daß von dem in Bau anwesenden Kreise gesellschaftlich und politisch Engagierter diese nachdenklichen und selbstkritischen Betrachtungen in der Aussprache nicht aufgenommen wurden und die Aussprache sich auch hier sogleich auf tagespolitische Fragen hin konzentrierte: z. B. der Frage der ausreichenden materiellen und ideellen Unterstützung der Volksgruppe durch das zuständige Bonner Ministerium. Aktueller Anlaß: die Schwierigkeiten bei der Finanzierung des „Nordschleswigers“, der Tageszeitung der deutschen Volksgruppe. Auch auf der Hauptveranstaltung des Deutschen Tages in Tingleff klang dieses Unbehagen „wegen der Finanzen“ in den Begrüßungsworten des Vertreters des Bundesministeriums für innerdeutsche Beziehungen, Ministerialrat Lothar Pohlmann, noch einmal an: Ihm scheine in Diskussionen der Einzelveranstaltungen und bei Besprechungen am Rande des Deutschen Tages eine gewisse Unruhe und Sorge spürbar geworden zu sein, welche die weitere Zukunft der Volksgruppe, insgesamt aber auch ihrer einzelnen Arbeitsbereiche betreffen. Um so erfreuter sei er, daß ihm mit auf den Weg gegeben worden sei, hier in aller Offenheit und Klarheit festzustellen, daß die Bundesregierung nicht beabsichtigt, ihre Unterstützung der deutschen Volksgruppe in ideeller oder materieller Hinsicht zu schmälern oder gar einzustellen.

Standen die unmittelbaren Sorgen und Probleme so immer wieder im Mittelpunkt des Gedankenaustausches, wies Fritz René Allemann, der bekannte Publizist, in seinem Vortrage „Die Situation der nationalen Minderheiten und deren Zukunft in Europa“ auf die allgemeine Problematik des Bestehens volklicher Minderheiten in einem noch weithin von nationalstaatlichem Denken geprägten Europa hin. Zur Situation im deutsch-dänischen Grenzraum meinte er: „In Nord- und Südschleswig scheint einer der wenigen Fälle vorzuliegen, in denen alle Beteiligten an das sonst so dornige, von Mißverständnissen, tiefem gegenseitigem Mißtrauen und Ressentiments überwucherte Problem nationaler Minderheiten in gutem europäischem Geiste herangegangen sind.

Ob man die Lösungen, die hier für dieses Problem gefunden worden sind, tatsächlich als ideal oder doch als beste aller praktisch möglichen bezeichnen darf, wage ich als Außenseiter nicht zu entscheiden. Eines jedoch scheint mir gewiß, daß es um Europa besser stehen würde, wenn überall, wo Volksgruppen in einem

Staatsverband anderer Sprache und Kultur leben, die gleiche Bereitschaft zum Eingehen auf ihre besonderen Bedürfnisse und das gleiche Verständnis für ihren Willen zur Erhaltung ihrer Eigenständigkeit vorhanden wäre, wie das hier nördlich und südlich der Grenze augenscheinlich der Fall ist — und zwar unbeschadet der Tatsache, daß es früher auch zwischen Deutschen und Dänen zu harten und von beiden Seiten nicht immer mit rein geistigen Mitteln geführten Auseinandersetzungen gekommen ist — unbeschadet auch der Reibungsflächen, die hüben wie drüben weiterhin bestehen, und der Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben mögen.“

Fritz René Allemann vermied also, wenn sie ihm bekannt gewesen sein sollte — was zu vermuten ist — die Vokabel von dem „Europäischen Modellfall“ für die Minderheitenordnung im deutsch-dänischen Grenzraum, zum mindesten wollte er sich darüber kein Urteil erlauben. Mit seiner leisen Skepsis gegenüber dem „Modellfall“ hat er sicher recht. Wenn man sich das, was bei uns in einem halben Jahrhundert in immerwährenden mühseligen und oft schmerzhaften Auseinandersetzungen langsam geworden ist, genau betrachtet, so entpuppt sich der europäische Modellfall als ein „schleswigscher Sonderfall“, der, wie schon gesagt, an geschichtliche, gesellschaftliche, staatliche, politische und ideologische Voraussetzungen gebunden ist, die nur hier im Schleswigschen so vorhanden waren und heute noch sind. Diese Einsicht heißt nicht, sich in Selbstbescheidung auf sich selbst zurückzuziehen, auf die europäischen Aspekte zu verzichten, sondern das hier Mögliche in seiner schleswigschen Begrenzung zu sehen, aber auch, den hier gegebenen Spielraum voll auszufüllen. Denn nach Allemann steht auf der Tagesordnung „die Einheit Europas, die zwar langsame, mühselige, von zahllosen Rückschlägen begleitete, doch nach allgemeiner Einsicht unabweisbare ‚Integration‘ unseres Kontinents — oder zum mindesten seiner freien, mehr oder minder demokratisch organisierten Staaten — in einem größeren, die einzelnen nationalen Souveränitäten [und es wäre hinzuzufügen: nationalen Minderheiten] überwölbenden Ganzen.“

Für die deutsche Volksgruppe — vor allem für die Jungen in ihr — würde das bedeuten: nicht Selbstzweifel, nicht Selbstbeschränkung auf die Erhaltung der Volksgruppe als dem gegebenen privaten Lebensraum, sondern die Hinwendung zu einer in ihrer Begrenzung doch zukunftssträchtigen schleswigsch-europäischen Aufgabe — einer Aufgabe, über die ernsthaft nachzudenken es sich lohnen würde, und was allem Anschein nach in dem Kreise der jungen Nordschleswiger und nicht nur in ihm auch schon geschieht. In der Praxis wird das auch hier, wie fast immer, ein „langer Weg der kleinen Schritte“ sein. Aber es sollte gegangen werden.

Geschichtsbewußtheit in Dänemark

Die Bedeutung der Geschichte für das gesellschaftliche Bewußtsein der Menschen ist heute nicht nur in Deutschland umstritten, es ist dies auch in unserem Nachbarland Dänemark der Fall, wie aus den nachstehend wieder gegebenen Betrachtungen zu entnehmen ist, die auch im Hinblick auf ihren Verfasser, Prof. Dr. Troels Fink, bei unseren Lesern besonderem Interesse begegnen werden.

Die Red.

Die Geschichtsforschung ist ein Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit, und zwar so, daß die Gegenwart die Fragen formuliert und die Vergangenheit die Antworten gibt, soweit sie in Anbetracht dessen, daß so viele Zeugnisse der Vergangenheit für immer verlorengegangen sind, dazu imstande ist. Wenn die Gegenwart die Fragen formuliert, hat der Zeitgenosse ein volles Bewußtsein von der ihn umgebenden Gesellschaft, er hat allgemeine Vorstellungen von dem Ineinandergreifen der Dinge in der Welt, er hat ein allgemeines Verständnis für die menschliche Psyche, und nicht zuletzt hat er eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung von den Entwicklungstendenzen der Gesellschaft; man könnte auch sagen, daß er eine Zukunftsperspektive hat, durch die seine Handlungsweise sowohl auf kurze als auch auf lange Sicht bestimmt wird. Zum Geschichtsbewußtsein gehört sowohl Gegenwart als auch Vergangenheit, weil die Gegenwart als Ergebnis der Vergangenheit aufzufassen ist und die Vergangenheit nur mit den Erfahrungen der Gegenwart sich aufklären läßt; zum Geschichtsbewußtsein gehört aber auch eine Zukunftsperspektive, eine mehr oder weniger klar ausgedrückte Vorstellung über das „Wohin“. Diese Vorstellung von dem Wohin kann in gewissen Perioden die Kraft einer Vision erhalten, in allen Fällen ist aber bei den Historikern wie bei den Menschen im allgemeinen eine Zukunftsperspektive vorhanden.

Diese hier vorgetragene allgemeine Auffassung soll durch die Verhältnisse in Dänemark in den letzten 150 Jahren illustriert werden. Sowohl Beispiele der Visionen als auch der Perspektiven sind vorhanden.

Das 19. Jahrhundert ist als das Jahrhundert der Nationalstaaten gekennzeichnet worden. Die demokratisierende Entwicklung intensivierte die nationalen Fragen im dem Sinne, daß eine politische Vertretung des Volkes — sei diese Vertretung noch so bescheiden — das Problem hervorrief: Welche Abgrenzung muß für die politische Einheit die gegebene sein? Letzten Endes beruht ein Staat mit demokratischen Einrichtungen auf dem unangesprochenen Willen der Bevölkerung zur Solidarität, dem Willen, gemeinsam Steuern zu zahlen und dazu

der Wehrpflicht zu genügen. Eine solche freiwillige Gemeinschaft ist die Nation. Die Idee des Nationalstaates fand ihren Ausdruck in dem Wunsche, eine Übereinstimmung zwischen Staat und Nation zu erreichen, und zwar so, daß alle Angehörigen einer Nation in demselben Staat leben durften und daß in diesem Staat soweit wie möglich alle Bürger zu derselben Nation gehören sollten. Der letzte Gesichtspunkt konnte auch zu dem Wunsch führen, fremdnationale Teile in die Nation einzugliedern. Der Idealzustand ließ sich aber nicht mit den tatsächlich gegebenen Verhältnissen vereinbaren; überall gab es größere oder kleinere Ausnahmen. Das nationale Problem ist auch heute in vielen Teilen der Welt ein aktuelles.

Der Wunsch oder der Traum der Mitglieder einer Nation, sich in einem Staat zu vereinen oder das Joch der Fremdherrschaft abzuwälzen, nahm im 19. Jahrhundert in vielen Fällen die Gestalt einer Vision an. Man sah die Zukunft des Volkes als eine Entfaltung der nationalen Kräfte in Einheit und Freiheit; aus dieser Vision heraus wurden die Fragen an die Geschichte formuliert, und die Arbeiten der Historiker wurden als wesentliche Antworten auf für die Nation lebenswichtige Fragen von der gebildeten Allgemeinheit entgegengenommen.

Die Antworten auf die national bedingten Fragen an die Vergangenheit zeigten aber, daß die Größe und Macht einer Nation im Lauf der Geschichte oft mit der Unterdrückung und Knechtschaft anderer Nationen oder Volksteile verbunden waren. Die Verhältnisse in dem Ottomanischen Reich ist ein Beispiel dafür. Die habsburgische Monarchie ist ein Beispiel eines Vielvölkerstaates mit verhältnismäßig humanen Regierungsformen in dem österreichischen Teil, aber dennoch lehnten sich die verschiedenen Völker gegen die Zentralgewalt auf.

*

Zu den Vielvölkerstaaten, die in Auflösung gerieten, gehörte auch die alte dänische Monarchie. Zwei Gesichtspunkte standen seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts einander gegenüber: Die Dänen hofften auf ein Wiederaufstehen des alten dänischen Reichs bis zur Eider, und die Deutschen träumten von einem „up ewig ungedeelten“ Schleswig-Holstein bis zur Königsau. Weder die eine noch die andere Seite nahm Rücksicht darauf, daß die Bevölkerung im alten Herzogtum Schleswig in nationaler Hinsicht gemischt war. Es ging für beide um das Ganze.

In diesen Auseinandersetzungen war die Tatsache, daß Schleswig im Gegensatz zu Holstein nicht ein Teil des Deutschen Bundes war, ein politisches Aktiv für die dänische Seite, und die Schleswig-Holsteiner konnten dagegen die komplizierte Erbfolgefrage politisch ausnützen. Dazu kam, daß die Dänen bis 1864 noch nicht die Hoffnung aufgegeben hatten, daß die dänische Sprache in Teilen von Südschleswig wiederbelebt werden könnte.

Auf diesem Hintergrund versteht man, daß die dänische Geschichtsforschung es als eine Aufgabe betrachtete, die staatsrechtliche Begründung für die Zugehörigkeit Schleswigs zu Dänemark näher zu studieren. Es gibt deshalb eine umfangreiche Literatur über die Erbhuldigung König Friedrichs IV. im Jahre 1721 durch Ritter, Geistliche und Beamte; die Literatur umfaßt natürlich auch die deutschen Erwidern. Man gab sich große Mühe, die alten Zeugnisse des dänischen Volkstums hervorzuheben, so z. B. in dem großen Werk des Historikers C. F. Allen „Det danske sprogs historie i hertugdømmet Slesvig eller Sønderjylland“, das um 1850 erschien.

Die Vision eines wiedererrichteten dänischen Reichs bis zur Eider ging mit den Kriegereignissen des Jahres 1864 zugrunde. Sie wurde aber im selben Jahr durch eine neue Vision ersetzt: Nicht die staatsrechtlichen Verhältnisse, sondern das Recht der gegenwärtigen Generation auf eine Entscheidung durch eine Volksabstimmung sollte die Frage endgültig klären. Die Mehrheit der Dänen bezog sich jetzt auf das Nationalitätsprinzip. Die Illusionen waren dahingeflogen, und der Maßstab wurde geändert. Die Vision von einem rein dänischen Dänemark — man dachte an eine Grenze wie die jetzige, aber einschließlich Flensburg — wirkte als ein Spiegel, der Strahlen in die Geschichte zurückwarf, und im Lichte dieser Vision wurden neue Fragen an die geschichtlichen Quellen gestellt. Es bedeutete eine Verschiebung in der Wertungsgrundlage, jedoch so, daß die alte Vorstellung von dem ursprünglichen dänischen Reich nicht völlig von dem Volksbegriff beiseitegeschoben wurde: das Volk in seinem freiwilligen Zusammenschluß erhielt aber die erste Priorität.

*

In diesem Zusammenhang verdient der Name A. D. Jørgensen vor allen anderen den Vorrang. Er war im Jahre 1840 in Gravenstein geboren worden, und bei Kriegsausbruch 1864 war er Lehrer an der Lateinschule in Flensburg und mußte beim Machtwechsel seine Stellung aufgeben. Die für Dänemark katastrophal Ereignisse des Jahres 1864 haben A. D. Jørgensen zwar nicht zum Historiker gemacht: diesen Weg hätte er wahrscheinlich sowieso gewählt. Seine Forschung erhielt dadurch aber ihre Richtung. Nach seiner Auffassung hatte die dänische Nation falsche Vorstellungen von ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten gehabt, und A. D. Jørgensen formulierte das neue Programm wie folgt:

„Wenn wir eine Zukunft haben, dann muß diese auf einem nüchternen Verständnis unserer Möglichkeiten als Volk bauen; wir dürfen weder in der Illusion einer großen Zukunft noch in der Vorstellung einer strahlenden Gegenwart leben, und wir müssen deshalb auch zu einer wahren Auffassung unserer Vergangenheit gelangen. Dies ist denn meine Berufung: Keine Phantasien, keine Erhellung, weder in dem Strahlenglanz der Hoffnung oder der Erwartung, noch durch die blassen Greuel des Zweifels, sondern die einfache, simple Wahrheit.“

Und dann fing A. D. Jørgensen mit einem Quellenstudium der dänischen Geschichte an. Er hat als erster in Dänemark die neue deutsche quellenkritische Methode entdeckt. Diese ließ sich besonders gut seinen nüchternen Gesichtspunkten anpassen. Sein Wegweiser war nicht Leopold v. Ranke selbst, sondern ein jetzt unbekannter Historiker Wedekind, der ein Buch mit dem Titel „Noten zu einigen Geschichtsschreibern“ herausgegeben hatte. A. D. Jørgensen konnte aber Rankes Worte: „Wie es eigentlich gewesen“ zu seinen eigenen machen. Das heißt, wenn man seine Arbeiten näher analysiert, sieht man, daß er sich auch mit der Frage beschäftigt, „wie es hätte sein können“. Er urteilt auch; dies gilt besonders für die Teile seiner Werke, die sich mit den späteren Perioden befassen, und da ganz besonders für seine Behandlung des deutschdänischen Konflikts seit 1830. Das ist eine Folge der Verbindung seiner geschichtlichen Forschung mit seinem klar vorgetragenen politischen Ziel, eine Entscheidung der Grenzfrage durch eine Volksabstimmung zu erreichen.

Eine besonders klare Konfrontation zwischen der alten und der neuen Geschichtsauffassung ergab sich in den Jahren 1879 bis 1880 in einer Polemik mit dem alten Historiker Frederik Barfod, der an seiner ursprünglichen Auffassung festhielt, daß Gott die Halbinsel nördlich der Eider und die Inseln den Dänen gegeben hätte. A. D. Jørgensen protestierte mit folgenden Bemerkungen:

„Es kann kaum verschiedene Meinungen darüber geben, daß wir die Grenze des Reiches dort wünschen, wo die Grenze des Volkes verläuft. Ein jedes Volk behält wie der einzelne Mensch als ein unverlierbares Recht seine freie Selbstentscheidung, jedes andere Recht kann verlorengehen ... Die geschichtliche Grenze ist von Rechten aufgegeben worden, wir wünschen sie nicht zurück, weil dadurch das Recht eines anderen Volkes gekränkt und weil es notwendigerweise zu neuen Kämpfen führen würde, zu denen wir antreten müßten ohne Vertrauen zu der Gerechtigkeit unserer Sache.“

Das entscheidend Neue in dieser Formulierung war der Gesichtspunkt der Gerechtigkeit dem Gegner gegenüber. Es war für viele unangenehm, festzustellen, daß der Gegner auch ein Recht hatte und daß es nicht richtig sei, dieses Recht zu kränken. A. D. Jørgensen hatte einige Jahre später mit einem Pastor Hertel, dessen Vater in den 1840er Jahren aktiv an den dänischen politischen Bestrebungen im Herzogtum Schleswig teilgenommen hatte, eine Diskussion über dieses Problem. A. D. Jørgensen hatte in einem Buch über die Zeit 1814 bis 1840 das Wort verwendet „das relative Recht des Gegners“, und Pastor Hertel behauptete, er verstehe diese Formulierung nicht, aber ging dennoch davon aus, daß damit ganz einfach „Recht“ gemeint sei. A. D. Jørgensen erläuterte seine Auffassung näher:

„Das absolute Recht gibt es nur in ganz einfachen Verhältnissen, während die großen geschichtlichen Auseinandersetzungen zwischen Nationen und Parteien

eine ganze Reihe von solchen einfachen Verhältnissen umfassen und Recht und Unrecht vermischt werden. Ich habe versucht, Recht und Billigkeit dem Herzogtum Holstein, der Ritterschaft und der Universität Kiel gegenüber zu erweisen, außerdem habe ich längst im Biographischen Lexikon über den Prinzen von Noer mit dem Verständnis für einen Gegner geschrieben; in einer Weise, die das dänische Volk sich aneignen kann, wie ich glaube.“

Es ist das große Verdienst A. D. Jørgensens, diese Forderung nach Redlichkeit aufgestellt zu haben, das heißt, daß die Personen von ihren eigenen Voraussetzungen her beurteilt werden müssen; dies schließt aber nicht aus, daß man die Entwicklung nach anderen Kriterien beurteilen kann.

In dem Vorhergehenden ist mehrmals auf die Bedeutung der Visionen für die nationale Geschichtsauffassung hingewiesen worden, es gibt aber nur ganz selten eine Epoche, in der die Vision eine so große Rolle spielen kann wie in Dänemark im vorigen Jahrhundert, einschließlich der Zeit bis 1920. Es gibt aber neben der Vision eine mehr bescheidene Variante, die man Perspektive oder Bezugsrahmen nennen könnte. Jeder Historiker arbeitet innerhalb seines eigenen Universums allgemeine Begriffe, wie in der Einleitung erwähnt. Die Perspektive ist bodennäher als die Vision; es gehört zu ihr aber auch eine Vorstellung von den Entwicklungstendenzen der Gesellschaft, die man akzeptieren oder verwerfen kann. A. D. Jørgensen hatte neben seiner nationalen Vision auch eine solche Perspektive. Er verstand die Gesellschaftsentwicklung dualistisch (nicht dialektisch). Er meinte, daß progressive und retardierende Kräfte sich ständig gegenüberstehen, bald abgedämpft, bald mit scharf gezogenen Linien, wie z. B. während des Kampfes um den Parlamentarismus in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Dänemark. Den harten Kampf betrachtete er als unfruchtbar; er war ein moderater Fortschrittler und konnte sich weder für die eine noch die andere der damaligen Parteien entscheiden. Es war ihm aber lieb, daß die Unterstützung der Dänen in Nordschleswig beiden Richtungen am Herzen lag, und er war die vereinende Gestalt. Wenn man die damalige Macht Bismarck-Deutschlands bedenkt, nahm sich die Hoffnung der Dänen auf eine Wiedervereinigung mit Nordschleswig wie Wunschträume aus; neben den Träumen ging aber die Angst einher. Die Furcht vor einem Angriff von Deutschland durch Besetzung und Unterdrückung war immer vorhanden. Diese Angst war weitverbreitet, kam aber nur selten direkt zum Ausdruck. Sie machte sich stark geltend, und man darf sie als die Negation der Vision auffassen.

A. D. Jørgensen hatte Schüler, die von derselben Vision getragen waren wie er. Der Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen M. Mackeprang war einer von ihnen. Er war wie A. D. Jørgensen in der Nähe von Gravenstein geboren. Der Historiker H. V. Clausen, nach dem die jetzige Grenze benannt wurde, war ein anderer. Ein dritter war Professor Aage Friis; er war wohl nicht von derselben

Vision getragen, aber am deutsch-dänischen Verhältnis sehr interessiert. Ganz entscheidend war die Tatsache, daß der nordschleswigsche Politiker H. P. Hanssen sich als ein Schüler A. D. Jørgensens betrachtete und seine Auffassung weiterentwickelte.

Die alte Tradition der Historiker, die in der Zeit vor 1864 ihre Voraussetzung hatte, wurde auf solide wissenschaftliche Grundlage gestellt durch Professor Knud Fabricius und Dr. Vilh. la Cour. Beide vertraten im Jahre 1920 die Auffassung, daß Flensburg zu Dänemark kommen sollte, sie hatten aber von der Eiderpolitik Abstand genommen.

Die Vision des dänischen Nationalstaates im Sinne von A. D. Jørgensen wurde im Jahre 1920 Wirklichkeit; zurück blieb die Perspektive, die in der Aufrechterhaltung des im Jahre 1920 Gewonnenen bestand; die nationale Problematik war noch eine lebendige, weil die deutsche Grenzbevölkerung eine neue Grenzverschiebung propagierte. Im großen und ganzen konnte man die Linie A. D. Jørgensens weiterverfolgen. Die großen Geschichtswerke „Det danske Folks Historie“ (um 1930), „Schultz Danmarkshistorie“ (um 1940) und „Politikens Danmarkshistorie“ (um 1960) sind von der Zukunftserwartung getragen, daß der dänische Staat sich weiterentwickeln wird, wirtschaftlich, sozial und kulturell als eine nationale Einheit innerhalb des jetzigen staatlichen Rahmens.

Kürzlich ist aber gegen die Verfasser der letzten Bände von „Politikens Danmarkshistorie“ eine heftige Kritik zum Ausdruck gekommen. Dr. Jens Engberg, ein junger Historiker, hat 1972 ein Buch mit dem ironischen Titel „Dansk Guldalder“ herausgegeben. Er wirft den Verfassern von „Politikens Danmarkshistorie“ vor, daß sie einen selbstgefälligen Optimismus im Hinblick auf die Nation zum Ausdruck bringen, und er verurteilt die allgemeine Perspektive oder den Bezugsrahmen dieser Historiker: Sie haben damals, um 1965, nicht die Umweltverschmutzung gesehen; den Raubbau an Rohstoffen; die Verbrauchermentalität; die Ungleichheiten im Einkommen und die Unzulänglichkeit der Gehälter im Verhältnis zu den als lebensnotwendig proklamierten Werten; die Wohnungsspekulation; den Steuerschwindel und die arbeitsfreien Einkünfte; die Ungleichheit im Zugang zur Ausbildung; die ganze große Klassenteilung; die Unterdrückung der Meinungsfreiheit durch wirtschaftliche Mittel und vertrauliche Karteien; den Zwangsumzug von Arbeitslosen; den Druck des Akkordsystems und die Krankheiten als Folge desselben; den Druck in den Familien, wo beide Erwachsene außerhalb des Hauses arbeiten müssen; den Mangel an Wohnungen parallel zu den wildesten Luxusbauten; die nicht sanierten Slums; den Streß; die Arbeitsunfälle; die Verkehrstoten usw. usw.

Die Historiker haben den Fehler begangen, daß sie ihren eigenen Fortschritt mit der Situation des ganzen Volkes verwechseln. Vielleicht ist es nicht berechtigt,

diesen Historikern vorzuwerfen, daß sie im Jahre 1965 zum Beispiel die Umweltverschmutzung nicht erkannt haben, aber selbst damals brauchte man nicht visionär zu sein, um zu sehen, daß Dänemark nicht der Garten Eden ist. Ihre Geschichtsschreibung ist angreifbar und gefährlich; sie predigen die bestimmte politische Haltung, die in einer fast passiven Zufriedenheit mit den heutigen Gegebenheiten besteht, die höchstens ganz kleine Schrittmchen in die richtige Richtung erlauben, denn so ziemt es sich am besten für die dänische Mentalität, wie sie von diesen Menschen aufgefaßt werden und an welcher sie durch ihre Geschichtsschreibung mitschaffen.“ Jens Engbert kommt zu der Schlußfolgerung, daß die politische Gleichheit keine Gleichheit ist, solange sie ohne wirtschaftliche Gleichheit dasteht.

Das Interessante in dem hier vorliegenden Zusammenhang ist nicht so sehr die Kritik, die weit über das Ziel hinausschießt, sondern die hier zum Ausdruck gebrachte Perspektive, in der sowohl Gegenwartserfahrungen und Zukunftserwartungen vorhanden sind, man kann hier wohl kaum von einer Vision sprechen. Engberg stellt sich aber das zukünftige Dänemark, wie er es wünscht, als eine menschliche und soziale Mustergesellschaft vor. Man kann natürlich auf dieser Grundlage wichtige Fragen an die Quellen stellen, es muß natürlich wissenschaftlich verantwortlich geschehen in dem Sinne, daß Personen und Epochen von ihren eigenen Voraussetzungen her beurteilt werden, auch Geschichtsschreiben soll auf diese Weise beurteilt werden.

Die Frage ist aber, ob diese neue Perspektive eigentlich einen radikalen Bruch mit der nationalen Linie der dänischen Geschichtsschreibung bedeutet, dreht es sich nicht eher um eine Anpassung unter dem Eindruck von gewissen aktuellen Veränderungen? Das neue Programm bewegt sich innerhalb des politischen Rahmens des dänischen Nationalstaates; das Ziel ist, verbesserte Verhältnisse für das Volk, nämlich wirtschaftliche Gleichheit — ja, die Devise von Grundtvig könnte noch Anerkennung finden: „und dann haben wir es in Reichtum weit gebracht, wenn wenige zuviel und noch weniger zuwenig haben“, oder die Devise in wenig veränderter Form: „wenn alle gleich viel oder gleich wenig haben“. Es ist eigentümlich, daß eine internationale Dimension in diesem Bezugsrahmen überhaupt fehlt.

Entscheidender ist es aber, daß dieses Programm, soweit man sehen kann, nicht zündet, weder unter Historikern noch bei den Lesern. Soweit ich sehen kann, geht eine große Reihe von jungen Historikern ganz andere Wege und beschäftigt sich mit völlig andersartigen Problemen, weit mehr von den heutigen theoretischen Diskussionen bestimmt als von einer gesellschaftlich bedingten Geschichtsauffassung. Sie fragen: Wie können wir einen bestimmten theoretischen Apparat, so wie er in der politologischen Wissenschaft entwickelt worden ist, prüfen? Oder sie fragen: Inwieweit können wir zu generellen Aussagen

oder Regelmäßigkeiten in der Geschichtswissenschaft kommen? Die Möglichkeiten der quellenkritischen Methode stellen sie nicht zufrieden, sie suchen mehr oder weniger bewußt nach Gesetzmäßigkeiten, und sie entfernen sich von dem Kreis der Leser, der nicht ihre theoretischen Voraussetzungen besitzt. Sie brauchen diese Leser auch nicht, denn die Zahl der Historiker ist groß genug in dem Wohlfahrtsstaat Dänemark, daß sie eine Zunft bilden können, deren Mitglieder füreinander schreiben können.

Inzwischen besteht das traditionelle geschichtliche Interesse weiter; es wird durch viele Quellen genährt, es gibt immer noch viele dänische Politiker und Schriftsteller, die Memoiren schreiben, und es werden immer noch Geschichtswerke herausgegeben, die nicht mit theoretischen Ausführungen belastet werden. Die Geschichte bleibt bestehen als ein Gespräch zwischen Vergangenheit und Gegenwart, mit dem Blick in die Zukunft gerichtet. Wie werden aber heute die wesentlichen und aktuellen Fragen an die Geschichte formuliert, die außerhalb des engen Kreises der Fachleute als wesentlich empfunden werden? Welche Perspektive hat allgemeine Gültigkeit?

Momentaufnahmen aus dem Schleswigschen Bleibendes im Wandel

Die Eider und die Königsau haben für den Wasserhaushalt des schleswigschen Raumes die gleiche Bedeutung wie alle anderen Wasserläufe des Gebietes. Darüber hinaus wurden beide Namen seit dem nationalen Zusammenstoß zwischen Deutschen und Dänen zum Symbol:

„Und wo an des Landes Marken sinnend blinkt die Königsau“ —
so sangen die Schleswig-Holsteiner.

„Eidora Romani terminus imperii“ —
so konstatierten die Dänen.

Der Klang beider Flußnamen wurde zum Klang einer Sturmglocke. Dieser Klang ist verhallt, aber er tönt in der Mahnung an die Menschen dieses Raumes nach, daß sie im 20. Jahrhundert ihren eigenen Weg als Deutsche und Dänen im Gebiet des alten Herzogtums finden und gehen.

Alles fließt, so hörten wir schon in der Schule, habe ein griechischer Philosoph uns gelehrt. Später erst bewies uns die Erfahrung des Lebens die Wahrheit dieses Satzes. Und schließlich begriffen wir, daß nur der Wandel Bestand hat. Im eigenen Lebenskreise, im Beruf und im Leben der nationalen Gemeinschaft, der wir angehören, wurde uns in immer neuen Variationen die Richtigkeit des Heraklitschen Satzes bestätigt.

MOMENTAUFNAHMEN AUS DEM SCHLESWIGSCHEN -

die Vokabel trifft den Sachverhalt. Vordergründig zeigen die Momentaufnahmen den Moment, und reihte man alte und neue schleswigsche Fotos aneinander, so wären die Veränderungen mit den Händen zu greifen. Wir zeigen einige Aufnahmen, die dem Betrachter unseren Raum mit seinen Veränderungen vornehmlich im geographischen und wirtschaftsgeographischen Bereich nahebringen. Wir zeigen Bäche, Bauernhäuser, Wege und Brücken. Leicht ist es, das Thema zu variieren. An Schulgebäuden, Bahnhöfen, an staatlichen Gebäuden verschiedenster Art ließen sich Wandlungen der staatlichen Hoheit, des staatlichen Denkens, des kulturellen Zeitausdruckes verdeutlichen. Hat denn in diesem Wandel nichts Bestand? Wir werden die Antwort nur versuchen können.

AUEN UND BÄCHE

Die schleswigschen Auen sind restliche Rinnsale der Eisschmelze vor zehntausend Jahren. Sie waren für den Menschen lange Zeit die Grundlage seiner wirtschaftlichen Existenz: Für den Bauern lieferten ihre Wiesen Futter für das Vieh und damit Milch und Fleisch, für den Müller malten die Bäche das Korn und für den Färber spülten sie die Wolle. Letzteres ist nicht mehr nötig. Ob die Regulierungen von heute, die zwar Ackerland schufen, richtig gedacht waren, ist eine offene Frage. Mit dem Grundwasserstand steht es seither allenfalls nicht zum Besten.

BAUERNHÄUSER

An den Auen entstanden Dörfer, die bis zur Eisenbahnzeit reine Bauerndörfer mit den dazu gehörenden klassischen Handwerkern waren. Die Kirche bestimmte das Bild des Dorfes, danach der Bauernhof. Heute dominiert der Silo. Die Höfe wurden auf das Feld hinaus gedrängt, die Dörfer erhielten Trabantsiedlungen. Das Bauernhaus ist in drei Typen in älterer Zeit vorhanden: im Westen als friesisches, im Osten und auf der Geest als schleswigsch-jütisches Haus und im Süden schob sich von Holstein her das niedersächsische Haus vor. Unsere erste Aufnahme läßt andeutungsweise erkennen, daß es sich um ein Haus mit drei bzw. vier Flügeln und einem inneren Hofplatz handelt, also den Grundtyp der mittleren und größeren Höfe zeigt. Charakteristisch ist die nach Süden gehende, gleich freundlich wie repräsentativ anmutende Fensterfront und die Symmetrie zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil.

Der moderne Bauernhof gleicht mehr einem industriellen Kleinbetrieb.

WEGE UND AUTOSTRASSEN

Grundlage der Chaussee aus unserer und unserer Eltern Zeit war die Wegeverordnung Christians VIII. aus dem Jahre 1842, die erstmals zwischen Hauptlandstraßen, Nebenstraßen und Nebenwegen unterschied. Sie wurde durch ein preußisches Gesetz von 1879 ergänzt. Gasthöfe änderten das Gesicht, als Autostraßen, Kioske und Läden hinzukamen. Wie schnell auch hier die Wandlung ist, zeigt die „Alte Zollstraße“ bei Krusau: 1950 bis 1956 noch E3, vibrierend mit Lastern und Personautos, heute ein Idyll!

BRÜCKEN

Das Bild von der Brückenfunktion Schleswig-Holsteins wurde rein literarisch betrachtet vielleicht etwas überstrapaziert. Nichtsdestoweniger sind die Brücken Grundlagen des lebensnotwendigen Warenaustausches und darüber hinaus Symbole dafür, daß der Mensch immer auf dem Wege zu neuen Ufern ist.

BLEIBENDES IM WANDEL

Wenn alles fließt, was bleibt dann hier im Schleswigschen? Es bleibt zum Beispiel auf lange Zeit der stille, undramatische Lauf unserer Bäche.

Hoffen wir, daß sie noch lange Wasser führen und uns mit dem Grün und den gelben Butterblumen der Wiesen erfreuen, hoffen wir, daß uns noch lange die schwingenden Linien der sie begrenzenden Höhen erfreuen — und daß der Mensch nur insoweit die Natur verändert, als es nützlich und schön ist.

Es bleibt der Bauernhof, es bleibt die Straße, es bleiben die Menschen in den neuen, stadtähnlichen Siedlungen der Dörfer.

Die Menschen dieses Raumes leben in geistig-politischer Beziehung in einem bevorzugten Raum. Wenn sie dieses erkennen, bleibt ihnen der Reiz des Lebens in einer Spannung zwischen zwei verwandten Völkern. Es bleibt ihnen eine Landschaft, in der man vom Sehen und Empfinden in der Natur über das Erkennen des Geschichtlichen und all seiner inspirativen Ereignisse zu eigenem Lebensinhalt gelangen kann.

Die unregulierte Grünau

zwischen Buhrkall und Nolde könnte den Betrachter am Ufer anregen, darüber nachzudenken, „das die kurzen Lebenstage ebenso schnell wie die Au in das große Meer der Ewigkeit hinausglitten“ — wie es 120 Jahre zuvor Nicolai C. Nielsen im elterlichen Garten an der Bredeau in Lügumkloster tat und in seinen Erinnerungen niederschrieb.

Nur zehn Kilometer östlich Buhrkalls

dagegen sieht die Grünau heute wie eine für industrielle Zwecke hergerichtete offene Wasserleitung aus. An dieser Stelle verleitet sie wohl kaum, am Feiertag mit Theodor Storm „still sinnend an des Baches Rand“ entlang zu schreiten.

Der Heer- oder Ochsenweg bei Bommerlund, in der Schleswigschen Region einst eine Art E3, nicht gebaut, sondern von Mönchen, Krieger und Viehtreibern „ergangen“, ist heute „ein Stück abseitiger Krümmung“, eine „bald grasbestandene Überflüssigkeit“ (Roos).

Andererseits fand der Abt Nicolaus, der 1150 von Island nach Rom zu Fuß pilgerte, nicht so freundliche Schilder am Wege wie hier kurz vor der deutschdänischen Grenze (E3).

Aber das Bild zeigt auch, daß nicht in jedem Falle „die Schlucht des Autobahnbaues“ den „Abbau einer noch herrschenden Ruhe“ (Jürgen Becker) zu bedeuten braucht, denn „Stille in Seitenstraßen“ findet auch heute der, der sie sucht.

Viel Steine gab's — und auch wohl Brot Am Ochsenweg (hier bei Immerwatt) liefern Kieswerke den Rohstoff für moderne Straßen.

Mancher stillgelegte Bahnhof (hier Rackebüll bei Sonderburg) berichtet vom Wandel und der Konkurrenz zwischen Schiene und Straße.

Die alten Gasthöfe mußten oft ihre „Durchfahrten“ schließen, weil die neuen Straßen nicht mehr an ihnen vorbeiführten. — Wer aber am Wege blieb, machte nicht selten (wie hier in Holdbi nördlich der Grenze) aus der Durchfahrt ein gepflegtes Restaurant, das die Atmosphäre von einst mit dem Anspruch des Gastes von heute vereinte.

Neu im Bilde der Landschaft sind die aus Kiosken entstandenen Verkaufsstätten, wie hier am Grenzübergang Kupfermühle. Ähnliches findet sich auf der nördlichen Seite. Freilich — die Altvorderen erhielten im alten Kaufmannsladen noch Dorfneugkeiten, Meinungen über Wind und Wetter, kurz ein wenig Seele. In den Verkaufsstätten von heute riecht es leider nicht nach Peitschenstielen, Sirup und grüner Seife. Nur die mehr oder weniger attraktiven Damen an der Kasse erledigen sehr sachlich den Abschluß des Handels. — Und zugegeben: es wird in diesen Läden einiges angeboten, von dem sich unsere Väterweisheit nicht träumen ließ.

Brücke über die Gejlau bei Bommerlund —

vor etwa 200 Jahren erbaut. Sie ist noch heute ein Teilstück im Nord-Süd-Straßennetz, wenn ihre Funktion auch nur noch symbolische Bedeutung hat, denn eine neue Brücke, genauer ein Betonklotz in 100 Meter Entfernung, hat die Hauptlast übernommen. Man kann heute glücklicherweise auf dieser Brücke sinnieren.

Autobahnbrücke über den Kieler Kanal bei Rendsburg

Diese Aufnahme zeigt die Doppelfunktion Schleswig-Holsteins, das als Landbrücke seit eh und je den Strom des Verkehrs von Nord nach Süd zu Lande und von Ost nach West zu Wasser ermöglichte. Schlei und Eider jedoch wurden durch den Kanal abgelöst.

Freilich: am Geländer dieser Brücke läßt sich nicht träumen, wie es einem Sohn dieser Landschaft, dem am Kanal geborenen Dichter Friedrich Ernst Peters geschah, als er in Gedanken an die alte Brücke in Poitou sinnierte:

*„Alte Brücke, ob ich deine Mauer
nie im Leben mehr betasten kann,
fliegt doch meine Seele dieser Schauer*

*immer neu mit Geisterschwingen an.
Immer neu muß mir gleich einem Narren
Traum und Wachen ineinander gehn,
immer muß ich in das Rätsel starren,
immer wieder auf der Brücke stehn.“*

Text und Fotos: Hans Peter Johannsen / Sie wurden vom Verfasser auf der Grundlage eines von ihm gehaltenen Vortrages mit Lichtbildern in gekürzter und überarbeiteter Form den „Grenzfriedensheften“ zur Verfügung gestellt.

Das Licht des Landes Schleswig ist anders als das jütländische oder holsteinische. Es ist daher so eigenartig, weil der schmale Landesteil Schleswig von zwei dicht beieinanderliegenden Meeren umspült wird, die das Licht so eminent beeinflussen, das wiederum in Wechselwirkung mit der Sprache steht. Darüber hinaus prägen Luft und Historie die schleswigsche Sprache. Die Schleswiger können daher nicht klar, sondern nur gefärbt sprechen. Genauso vielfältig und verschieden wie die Natur und die geographischen Räume, in denen die Menschen leben, sind sie selbst. Es ist gleichgültig, ob die Schleswiger Deutsche oder Dänen sind, sie unterscheiden sich als Schleswiger von allen anderen Menchen, auch von den restlichen Deutschen und Dänen.

Willy-August Linnemann

auf der Tagung „Nationale Minderheit - ein Anachronismus?“ am 21. bis 22. September in Sankelmark

*

Wie wäre es mit der Frage nach der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft? Die höchst komplizierte Geschichte dieses Grenzraumes auf der einen Seite und die völlig offene Zukunft nördlich und südlich der Schlagbäume auf der anderen? — Niemand wische dies mit dem Hinweis zur Seite, nördlich der Grenze gehe es doch um etwas anderes, um jene alten Werte, die zu bewahren sind, um die Existenz deutscher Kultur und deutscher Sitte. — Ich bin davon überzeugt, daß der durch die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse hervorgerufene Druck eines Tages so gravierend sein wird, daß allein daraus der Zwang zu Großräumigkeit, Kooperation und Umformung erwächst. — Das heißt weder Aufgabe noch Verzicht, heißt auch nicht Nivellierung oder Resignation, Veränderung wird es heißen.

Rolf Heinrich Wecken in der Sendung „Die Jungen, die Alten und die Zukunft“ am 30. Juli 1974 im Norddeutschen Rundfunk

*

Wenn wir von unserm Grenzland sprechen, so sind wir es seit 1920 gewohnt gewesen, nur an Nordschleswig zu denken, an jenes Gebiet des alten Herzogtums Schleswig, in dem die plattdänische Mundart vorherrscht. Wir sollten heute mit Bedacht darauf achten, den gesamten Raum von der Königsau bis zur Eider als Grenzland zu verstehen. Wir müßten uns verstärkt um die gesamtschleswigschen Zusammenhänge bemühen. Wir sollten nicht von uns aus dort eine Grenze, eine volkliche Grenze setzen — auch wenn sie Landesgrenze ist —, wo viele sie aus einer gewissen geistigen Nachlässigkeit markieren.

Paul Koopmann auf der Tagung der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Nordschleswig in Sankelmark im September 1974

Heimatliche Bindungen des Malers Emil Nolde

„Ohne Neid oder Zorn nach Norden und Süden schauend“

Der Maler Emil Nolde ist längst eine Gestalt der europäischen Kunstgeschichte geworden. Dr. Hans Peter Johannsen mag empfunden haben, daß seine Persönlichkeit und sein Werk in den Bindungen an die schleswigsche Heimat dargestellt werden müßten. Kunsthistoriker von heute und morgen, ohnehin zu Abstraktionen neigend, werden Dr. Johannsen zu Dank verpflichtet sein, weil er ihnen durch das Buch „Emil Hansen aus Nolde“, dem letzten der d+d-Reihe, Zugang zu den Wurzeln dieses Künstlerlebens verschafft hat.

In dem großen einleitenden Kapitel, das auf eingehenden Studien und vielen Gesprächen beruht, weist Dr. Johannsen darauf hin, daß „ein wissenschaftlich umfassendes oder gar abschließendes Werk über Nolde ... sicher auf die Grundlagen und die Bedeutung dieser Heimatverbundenheit sowie die Situation des Malers an der Grenze einzugehen haben“ würde. Man könnte es schärfer sagen: Sonst wären weder Nolde selbst noch sein Werk zu verstehen.

Das Kapitel zeigt uns Nolde als Glied eines alten Bauerngeschlechts an der Grünau im Kreise Tondern, mit dem er keineswegs brach, wie es anderswo bei einer Künstlernatur denkbar wäre. Im Gegenteil, wie alle alteingesessenen Nordschleswiger, so „kramte“ er, wie er selber geschrieben hat, „nach Klarheit suchend, in dem spärlich Erhaltenen der Familienvergangenheit“. Seinem Wesen und seiner Statur nach blieb er ein bäuerlicher Mensch, noch dazu westschleswigscher und friesischer Prägung.

Dr. Johannsen hat auch das Wagnis unternommen, wenn auch mit Behutsamkeit, nachfolgenden, ganz anders denkenden Generationen deutlich zu machen, daß Nolde, der in der Abstimmungszeit von 1920 schon über 50 Jahre alt war, in Grenzlandfragen nicht anders empfand und dachte als bewußt deutsch gesinnte und konservativ geprägte Nordschleswiger seiner Zeit. Die Teilung des heimatlichen Schleswig nennt er „Zerreißung“, die zunächst vielleicht etwas hektischen Bestrebungen Dänemarks, Nordschleswig wirtschaftlich und verkehrsmäßig zu entwickeln, stoßen auf die Abwehr eines Mannes, für den der Umweltschutz einen primären Rang hatte, bevor der Begriff erfunden war. Nolde meinte: „In manchen Sachen hausen die Dänen wie Barbaren. Es ist ganz merkwürdig, daß man dies sagen muß, wo es doch auch in Dänemark so viele feinsinnige Menschen gibt, die wir sehr schätzen und lieben.“ Wie könnte die Nachwelt verstehen, daß Nolde die Entwässerung der Marsch als „barbarisch“

empfindet, und zwar so sehr, daß er seinen Wohnsitz auf die andere Seite der Grenze, nach Seebüll, verlegt?

Es ist hier die Generationenfrage gegeben. Sie bestand schon damals. In Eiswintern lief der Verfasser als Kind noch Schlittschuh auf den überschwemmten Wiesen bei Tondern, aber die Heranwachsenden — so deutsch wie Nolde selbst — waren tief beeindruckt von dem dänischen Entwicklungswerk in Nordschleswig, das viel dazu beitragen sollte, den neuen Landesteil für Dänemark zu sichern. Der Entschluß, nach Seebüll umzusiedeln, dürfte ohne die friesische Komponente in seinem Wesen nicht begreiflich sein.

Zu dem besonderen Anliegen Dr. Johannsens, nicht nur in diesem wertvollen Kapitel, sondern in dem Buch überhaupt, gehört es, die knorrige Eigenart Noldes mit Wesenszügen des Grafen Otto Didrik Schack in Einklang zu bringen. Sieht man von der gemeinsamen „Grenzlandmelodie“ ab, an der wir alle mitsingen, so halte ich es für schwierig, diesem Versuch zu folgen. Der „alte Graf“, wie wir ihn nannten, war ein Förderer aller Künstler in seinem Einflußbereich und zweifellos nicht zuletzt Noldes, dessen Bedeutung er früher erkannt haben dürfte als andere. Um einen Kontakt darüber hinaus herzustellen zwischen zwei so grundverschiedenen Menschen, bedurfte es sicherlich der Vermittlung der Inselfänin Ada Nolde.

Nennt man den Namen Ada Noldes, seiner Lebensgefährtin bis 1946, so gelangt man zu der Frage nach dem Verhältnis der dänischen Kunstwelt zu Nolde und seinem Verhältnis zu Dänemark. Hierzu vor allem sucht man neue Anhaltspunkte in diesem Buch und findet manches teils in der Darstellung Dr. Johannsens, teils in einem Bericht Niels Hovgaards über Noldes frühe Arbeit für die Kirche im westjütischen Ølstrup (Æmmaus“ 1904) und vor allem in dem das Buch abschließenden Kapitel von Lars Rostrup Bøyesen.

Nolde selbst gibt, so muß man sagen, eine indirekte, aber eindeutige Antwort auf die Frage, denn er selbst hatte keinen unmittelbaren Zugang zu dem, was man gemeinhin unter „Dänisch“ versteht: das freundlich gestimmte, „Unabdingbarkeiten“ abholde, zur Ironie neigende Inselfänentum. Dazu lese man in „Das eigene Leben“, wie ich es 1949 in der Christian-Wolff-Ausgabe seiner Jugenderinnerungen tat, das Kapitel „Kopenhagen“. Die Betrübnis, die Nolde hier 1900 bis 1901 als 33jähriger empfindet, hat Seltenheitswert. Menschen, die von Patina und Charme dieser Stadt nicht angezogen sind, sind Ausnahmen, aber Nolde gehörte zu ihnen. „In mir selbst war immer das große Sehnen nach allem Besonderen und Großen leitend gewesen, hier fand ich dieses nicht“, schreibt Nolde.

Dennoch geht gerade in der Düsternis dieser Kopenhagener Zeit das Licht Ada auf, das die künstlerischen Kräfte Noldes zum Keimen, Wachsen und Blühen bringt. Ada, aus der alten Kulturfamilie Vilstrup stammend, und Dänemark werden

für Nolde Synonyme, und Kopenhagen ist für ihn die Vaterstadt seiner Lebensgefährtin Ada. Als solche bezeichnet er selbst die Stadt im Zusammenhang mit seiner testamentarischen Schenkung an das Staatliche Museum für Kunst in Kopenhagen.

Umgekehrt fiel es der dänischen Kunstwelt schwer, Zugang zu Nolde zu finden. Recht oberflächlich hat man zuweilen auf nationale Ressentiments verwiesen, die dabei eine Hauptrolle gespielt haben sollten. Viel näher liegt es, darauf hinzuweisen, daß Noldes Werk inseldänischer Wesensart ebenso fremd ist wie etwa der von der Familienherkunft aus der einsamen Heidelandschaft Jütlands geprägte Existentialismus Kierkegaards, der doch selbst ein Däne war.

Dr. Johannsen schreibt, die Geschichte der Aufnahme des künstlerischen Werkes von Nolde in Dänemark sei noch nicht geschrieben. Rostrup Bøyesen stellt in seinem Kapitel fest: „Erst 1958, mehr als zehn Jahre nach Ende des Krieges, erschien die Zeit zur Begegnung mit Nolde reif. Es geschah im April-Mai auf Charlottenborg ...“, und Bøyesen beschreibt die Wirkung dieser Ausstellung — zwei Jahre nach dem Tod des Achtundachtzigjährigen — als „außerordentlich positiv“, aber mit erheblichen Einschränkungen.

Wer an der Eröffnung dieser Ausstellung teilgenommen hat, die 105 Gemälde, 69 Aquarelle und Zeichnungen, 31 Radierungen, 21 Lithographien und 7 Holzschnitte aus der Stiftung Seebüll, dänischen Sammlungen und Privatbesitz vereinigte, wird diese Stunde nicht vergessen können, in der Unterrichtsminister Jørgen Jørgensen den Dank des dänischen Staates für die acht Dänemark vermachten Werke aussprach.

Zumal für den Betrachter, der selbst in der Heimat Noldes aufgewachsen ist, war die Sammlung ein besonderes Erlebnis: die weiträumige Marschlandschaft mit ihren Wolkengebirgen und seltsamen Farbwirkungen, das Meer in seiner geheimnisvollen Gewalt, die herbe Blumenwelt mühsam windgeschützter Gärten, Sonnenblumen, die durch alle Ausstellungssäle strahlten, wettergebräunte, scharf profilierte Menschentypen.

Rostrup Bøyesen bezeichnete es in seiner Rede als charakteristisch für Nolde, „daß er nicht, wie es hier in Dänemark eine lange und tragfähige Tradition ist, sich zu den Dingen begibt und sich ihrem Wesen unterwirft. Im Gegenteil zieht Nolde die Dinge zu sich heran, läutert sie in der Glut seiner Esse und formt sie souverän mit mächtigen Schlägen seines Hammers, dessen Kraft und Eigenart auf zartere Naturen oft lähmend wirkt“. Der größte Förderer Noldescher Kunst in Dänemark umriß hier mit wenigen Worten, wo künstlerisch gesehen die Barriere lag.

Es gehört wohl auch zum Gesamtbilde, wie in dem Buch gestreift, daß die Auseinandersetzung über die Schenkung Noldes erst vor nicht langer Zeit abgeklungen ist, als die acht Werke — vier aus dem frühen Stadium der künstlerischen Entwicklung Noldes, drei aus der Spätzeit sowie als Krönung das

Abendmahlbild von 1909, ein Hauptwerk deutscher Kunst — nach Restaurierung und Erweiterung des Staatlichen Museums für Kunst in Kopenhagen den ihnen angemessenen Platz erhielten.

Von dem Kopenhagener Rechtsanwalt Uffe Vilstrup, der 1956, ein halbes Jahr nach dem Tode Noldes, die Nachricht von der testamentarischen Schenkung dem Direktor des Museums, Jørn Rubow, überbrachte, stammt das Wort, diese Mitteilung habe „nur eine Reaktion lebenswürdiger Unentschlossenheit“ ausgelöst. Rubow mußte in der Folgezeit herbe Kritik hören, die sich darauf berief, zunächst habe er sich um den Austausch geschenkter Bilder mit solchen der Seebüll-Sammlung bemüht, dann habe er Bedenken gegen die testamentarische Bestimmung erhoben, die Bilder müßten immer im Museum gezeigt werden, so daß die einschränkende Formulierung akzeptiert worden sei, sie müßten stets öffentlich zugänglich sein, und schließlich, die Bilder hätten nur Platz im Depot des Museums gefunden.

„Wir erhielten die Bilder“, so hat Rubow 1965 dazu erklärt, „am 13. August 1959 und unmittelbar danach zeigten wir sie in Charlottenborg, wo das Staatliche Museum für Kunst eine Ausstellung eigener Bilder veranstaltete. Anfang der sechziger Jahre waren die Bilder ausgeliehen, unter anderem nach Amsterdam, Paris, Brüssel, New York, San Franzisko und Pasadena in den USA, und nach der Rückkehr war es notwendig, sie zu restaurieren, weil die Reisen ihnen nicht gut bekommen waren. Danach waren die Bilder 1964 in der Tate Gallery in London und in Esbjerg ausgestellt. Seitdem waren die Bilder zu Hause, und Interessierte haben sie mit einer Frist von zehn Minuten besichtigen können. Es ist richtig, daß die Bilder nicht im Kunstmuseum plaziert waren, aber wir verfügen über mehr als tausend weitere Bilder, für die wir ebenfalls keinen Platz gefunden haben. Das ist einer der Gründe dafür, daß das Museum jetzt geschlossen worden ist, um einen Umbau zu ermöglichen.“

Jedoch beschränkt das Buch in der d+d-Reihe, die hiermit leider abgeschlossen ist, sich keineswegs darauf, Nolde als „Maler des Grenzlandes und Gestalt zwischen Dänemark und Deutschland“, wie es im Untertitel heißt, zu würdigen. Ein sehr wesentliches und die Initiative auslösendes Element ist die Beschreibung der Geschichte eines Tonbandes des Rundfunkstudios Flensburg durch Thomas Viktor Adolph und die Wortwiedergabe des Tonbandtextes.

Adolph erweckt in den Teilnehmern die lebhafte Erinnerung an die festliche Einweihung des Studios Flensburg, dessen Gründer und Leiter er war, im Jahre 1950. Im Kreise der vielen Gäste, die zum großen Teil den damals gängigen „Bonner Anzug“ trugen, befand sich der greise Nolde im weißen Rollkragenpullover mit seiner zweiten Frau Jolanthe in rotem Kleid. Für den Verfasser dieser Besprechung war es die einzige persönliche Begegnung mit Nolde. Die Bemühungen Adolphs, einmal sogar unter vermittelnder Einschaltung

des Bundespräsidenten Theodor Heuß bei dessen Besuch in Flensburg, Nolde an das Mikrophon zu bringen, sind ein Ruhmesblatt in der selbstgestellten Aufgabe, die Stimme Noldes, wie anderer Zeitgenossen, der Nachwelt zu überliefern. Ebenso unverdrossen, wie Adolph über Jahr und Tag die Versuche fortsetzte, verweigerte Nolde sich dem Plan. Künstler können ungewöhnlich standhaft bleiben. Ich selbst bin später in Kopenhagen mit dem Versuch gescheitert, „die Asta“ dazu zu bringen, ein Tonband deutsch zu besprechen.

Sehr kurz nach dem Tode Noldes entschloß der Rundfunk sich, eine bereits aufgenommene Dokumentation mit Aussagen der Nachbarn Noldes durch eine umfangreiche Befragung noch lebender Freunde des Malers zu ergänzen. Adolph schildert instruktiv, wie und wo in Europa diese Aufnahmen gemacht wurden. Die Veröffentlichung des Textes geschieht, so stellt Adolph fest, „um die Dokumentation aus der Abgeschlossenheit des Tonarchivs zu befreien und sie einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen“.

Aus den sechs Tonbandaufnahmen, von denen jede eine Facette zum Bilde Noldes beiträgt, ragt der Beitrag des in Bern lebenden Professors Hans Fehr heraus, wie nicht anders zu erwarten, denn er war seit den Jugendjahren der engste und wohl zeitweise gar der einzige persönliche Freund Noldes. Fehr schildert schlicht und chronologisch seinen Künstlerfreund in den Lebensstufen Sankt Gallen, München, Paris, Jena, Berlin und Seebüll.

Es sei gestattet, auch den Beitrag von Dr. Fritz Fuglsang hervorzuheben. Viele der Leser dieser Zeilen haben ihn ja als begnadeten Erzähler gekannt, dem es leicht von den Lippen ging, eine Persönlichkeit oder eine Situation plastisch und zuweilen drastisch zu umreißen. So fällt es einem nicht schwer, sich den Unwillen der Hadersiebener über die violetten Kühe Noldes vorzustellen, und Fuglsang macht auch den Unterschied deutlich zwischen dem heiteren Typ der nordschleswigschen Ostküste und „diesem merkwürdig verschlossenen der Westküste, der es nicht sagen kann“.

Die Hemmungen seiner Natur, so erklärte Fuglsang uns, waren ein Zug des Noldeschen Wesens, „der notwendig war, um diese gewaltigen Kräfte aufzustauen, bis dann, wenn es mal über ihn kam, das Zurückgedämmte nun mit der Gewalt eines Vulkanausbruchs aus ihm herausfloß, bis zur völligen Erschöpfung ..., wobei einzige Möglichkeit der Äußerung stets der Pinsel, die Feder und die Radiernadel gewesen sind“.

Die Feder Noldes konnte aber nicht nur zeichnen. „Als spielend Gedanken sich zwischen einigen frühen Erlebnissen bewegten, fand ich es belustigend, sie hinzuschreiben“, so beginnt das Vorwort Noldes zu seinem „Das eigene Leben“. Die Sprache und der Stil, die er in seinen Erinnerungsbüchern anwendet, sind verblüffend, doch auch anziehend, wenn man sich erst hineingelesen hat. Manchmal fragt man sich, ob es deutsche Schriftsprache mit plattdänischer

Sprachmelodie ist.

Von dem Kapitel von Walter Jens, das in das neue d+d-Buch übernommen worden ist, erwartet der Leser natürlich eine Analyse des sprachlichen Phänomens Nolde. Sie steht prompt auf den Seiten 90 und 91. Ebenso erwartet wird eine Betrachtung über die altbackene Ideenwelt Noldes als „reaktionärer Nationalist“, der, wie an anderer Stelle behauptet wird, gleichzeitig mit Hitler der nationalsozialistischen Partei beigetreten war. Diese Betrachtung beginnt auf Seite 92 des Kapitels von Walter Jens.

Ohne irgendwelche Beschönigung stellt Jens fest, daß Nolde auch in seinen spätesten Notizen nichts von dem zurücknahm, was sich vor aller Welt als falsch und gefährlich herausgestellt hatte. Aber Jens stellt die rhetorische Frage, ob dieser Widerruf überhaupt nötig gewesen sei. „Hatte Nolde die eigenen Thesen nicht schon seit Jahrzehnten ad absurdum geführt, Thesen, die er in seinen Erinnerungsbüchern mit so viel Trotz und Torheit vertrat?“ Daß Nolde in seinem Werk die eigene Ansicht indirekt korrigiert, ist die eingehend behandelte Hauptthese des Kapitels.

Soweit die Ansichten Noldes in politische Bereiche vorstoßen, hätte Jens auch die einfache Frage stellen können, warum wir dazu neigen, Künstlern den Anspruch zu verweigern, mit einer besonderen Elle gemessen zu werden. Nele Sørensen, die in Dänemark aufgewachsene Tochter Gottfried Benns, sagte kürzlich in einem Interview: „Politiker sein, das ist, wie wenn man musikalisch ist — es ist ein Talent.“ Dennoch fordert man es allzu oft von Künstlern, während an Politikern nicht die Anforderung gestellt wird, Bilder malen zu können wie Nolde.

Was nun an dem von Jens geschriebenen Kapitel den Verfasser dieser Besprechung am meisten interessiert, ist der Versuch, das Rätsel aufzulösen, warum die nationalsozialistische Kulturpolitik nach der Machtübernahme Hitlers die Werke Noldes zur „entarteten Kunst“ warf, ihn persönlich isolierte und ihm schließlich sogar ein Malverbot auferlegte, obgleich er in jüngeren Jahren der Partei nahegestanden hatte und ihr in seiner theoretischen Philosophie nicht fernstand.

Den Nationalsozialisten, so schreibt Jens, „galten Theoreme und Biographica nichts; sie interessierte nicht der Mann, ein Parteigenosse, der die Behörden bis zum Krieg mit seinen Querelen verfolgte, sie schauten aufs Werk, und das dünkte ihnen so bedrohlich zu sein, daß sie ausgerechnet den, der gern ihr Paladin geworden wäre, mit besonderer Tücke verfolgten, denn seine Kunst sprach gegen ihn — auf dieser Art von Malerei waren keine Throne zu bauen; und wenn es auch Parteikreise gab, die Nolde und Barlach ein Sonderrecht zubilligen wollten — die Fanatiker siegten und bewahrten den großen Maler davor, mit dem Kainsmal des Söldlings gebrandmarkt zu werden — entehrt und vielleicht bis zu dieser Stunde geächtet.“

In dem Buch, das zweifellos viele engagierte Leser finden wird, folgen wir „Emil Hansen aus Nolde“ auch auf seinem letzten Wege von dem kleinen Gotteshaus in Neukirchen nach Seebüll zur Ruhestätte neben seiner geliebten Ada am 19. April 1956, sechs Tage nach dem Tode des Malers. Rolf Heinrich Wecken, der heutige Leiter des NDR-Studios Flensburg, schildert diesen windigen und regnerischen Tag und übermittelt uns das Abschiedswort von Professor Hans Fehr an der Gruft: „Kein einziger von Ihnen kann wissen, was Emil Nolde durchgekämpft hat. Ich habe ihn gekannt und geliebt während der Zeit, als er um jedes Bild, um jede Kleinigkeit ringen mußte und immer mit seinem Herzblut darum gerungen hat. Es waren Zeiten tiefster Erniedrigung, nicht die Erniedrigung, die später erfolgte, das war eine äußere Sache, sondern die Erniedrigung, daß er von keinem erkannt wurde, daß er malte und zeichnete, und niemand wollte etwas von seiner Kunst wissen.“

EMIL HANSEN AUS NOLDE

Der Maler aus dem schleswigschen Grenzland - eine Gestalt zwischen Deutschland und Dänemark - d+d-Taschenbuch Nr. 8

H. C. Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“

Von einem Märchen und seinem Dichter

Das H. C. Andersen-Jahr steht bevor. — Im nächsten Jahr, 1975, werden wir der 100. Wiederkehr des Todestages des Dichters gedenken. Viele Vorbereitungen werden getroffen, um auf den Dichter und sein Werk aufmerksam zu machen. Denn er war nicht nur eine der großen Persönlichkeiten der Literatur unseres Nachbarlandes Dänemark, sondern ist — wir alle wissen es — durch seine Märchen weltweit bekannt. Kennen wir Hans Christian Andersen?

Hans Christian Andersen — heute

Durch die Übersetzungen in über hundert Sprachen gehören die Märchen von Hans Christian Andersen zu den meistgelesenen Büchern überhaupt. Der Dichter, dessen Leben und Wirken in das vorige Jahrhundert fallen, ist noch immer einer der besten Botschafter seines Landes überall in der Welt.

Die Japanerin Terumi Ide aus Tokio, 27 Jahre alt, lernte in sechs Monaten soviel Dänisch, um in ihrer Heimatstadt beim dänischen Touristenbüro eine Stellung antreten zu können. Sie schrieb in ihrer Bewerbung: „Da ich glaube, daß beim Übersetzen viel von der Atmosphäre einer Sprache verlorengelht, war es mein Wunsch, die dänische Sprache zu lernen, um H. C. Andersen original lesen zu können. Viele Japaner glauben, daß Dänemark ein Land der Molkereien, des Wohlstandes und der Märchen ist ... Ich will viel mehr über dänische Kultur, dänische Lebensart und Geschichte wissen und dieses Wissen an meine japanischen Landsleute weitergeben.“

Im Centralpark von New York steht ein H. C. Andersen-Denkmal. Der Dichter ist in der für ihn typischen Haltung dargestellt, sitzend, ein Buch auf dem Schoß und ein Märchen erzählend. Auch in Chicago, im Lincoln-Park, hat man für den dänischen Dichter ein Denkmal errichtet. Als der dänische Grönlandforscher Peter Freuchen einmal in einem Taxi an dem Denkmal vorbeifuhr, wandte sich der Fahrer um und sagte zu seinem Fahrgast: „Das ist der Dichter H. C. Andersen.“ — „Ja“, antwortete Freuchen, „ich kenne ihn. Er ist mein Landsmann. Er war Däne.“ — „Nein“, entgegnete der Taxifahrer, „er war Amerikaner. Sein Vater hatte eine Farm, die gerade dort lag, wo jetzt das Denkmal steht.“

Ein Märchen über H. C. Andersen in den Staaten. Andere sehen es anders. Der Presseattaché Bent Skov aus Washington sieht es 1974 so: „Wenn die

Amerikaner früher den Märchendichter H. C. Andersen mit Dänemark in Verbindung brachten, dann denken sie heute an Pornographie, wenn sie Dänemark sagen.“ — Es bleibt abzuwarten, ob diese Meinung aufrechterhalten bleiben kann. Das H. C. Andersen-Gedenkjahr wird vielleicht einiges bewirken — man hofft es sehr.

Kritik am Dichter H. C. Andersen und an seinen Werken hat es zu seinen Lebzeiten und immer gegeben, er hatte — wie jeder Dichter oder Literat von Rang — Freunde und Feinde, er fand Verständnis, Anerkennung, begeisterte Zustimmung und stieß auf Ablehnung, Mißverständnis, Feindschaft. Heute überwiegen die positiven Urteile. Aber es gibt auch andere.

Vor etwa zwanzig Jahren war in einer dänischen Zeitung zu lesen, daß eine Bauernfrau zum Gemeindevorsteher ging, um sich über den Schullehrer des Dorfes zu beschweren, der allgemein als tüchtig galt. — „Ja“, sagte die Frau, „aber er erzählt den Kindern die Märchen von H. C. Andersen, und vor solchem Unsinn (sådan noget snak) möchte ich meine Kinder gern bewahren.“

In der Bundesrepublik Deutschland spielte sich etwa zu gleicher Zeit folgendes ab: Ein Pastor las bei passender Gelegenheit seinen Konfirmanden die Märchen „Tölpel-Hans“ (Klods-Hans) und „Des Kaisers neue Kleider“ (Kejserens nye Klæder) vor. Einige Gemeindeglieder verurteilten dies, da sie die Geschichten für unmoralisch hielten. Der Text „Tölpel-Hans“ stelle die Liebe unmoralisch dar, — wenn das nachgeahmt würde! Schlimmer noch stand es mit „Des Kaisers neuen Kleidern“. Dort trat die Hauptperson nur mit einem Hemd bekleidet auf. Für die jungen Menschen sei es ja nicht schwierig, „sich den Rest zu denken“! Im Brief an den Pastor stand noch, man würde es begrüßen, wenn er sich eine andere Gemeinde suchen würde.

Im Staate Illinois (USA) verbot der Staatssekretär im Jahre 1954 den öffentlichen Büchereien, an Kinder und Jugendliche unter fünfzehn Jahren die Bücher auszuleihen, in denen über Kriminalität und das Geschlechtsleben geschrieben wurde. Auch H. C. Andersens Märchen kamen auf die schwarze Liste — wegen des Hexenmordes im „Feuerzeug“ oder wegen des unbekleideten Kaisers?

Hans Christian Andersen in Deutschland

Unser Dichter sah sich lange Zeit von der literarischen Kritik seines Mutterlandes Dänemark falsch beurteilt und schlecht behandelt, was ihn um so mehr traf, als er krankhaft empfindlich gegenüber jeder Kritik war. Das war unter anderem ein Grund, der ihn als jungen Dichter nach Deutschland zog. Hier fühlte er sich verstanden als Autor seiner Romane („Der Improvisator“, 1835; „Nur ein Spielmann“, 1837), die heute — im deutschen Sprachraum — fast vergessen sind. Als Dichter der Märchen, deren erste Übersetzungen ins Deutsche erst 1839 Vorlagen, fand er später begeisterte Zustimmung und Anerkennung. Schon im

Brockhaus des Jahres 1838 hieß es von ihm, er sei einer der talentvollen jüngeren Dichter Dänemarks, dessen Ruf in Deutschland mehr Anerkennung finde als in Dänemark selbst. Im deutschsprachigen Flensburg jener Tage war schon früh sein bekanntes Gedicht „Das sterbende Kind“ durch das „Flensburgische Wochenblatt für Jedermann“ (21. Mai 1831) in Übersetzung bekannt geworden. Dazu hieß es: „Zu den schönen Blumen der dänischen Poesie, die auf deutschen Boden verpflanzt zu werden verdienen, gehört wohl auch das vorstehende Gedicht, dessen Verfasser — H. C. Andersen — sich schon in Dänemark berühmt gemacht hat.“

Durch seine Reisen lernte der Dichter Deutschland kennen. Auf seiner ersten Auslandsreise 1831 war er u. a. mit Ludwig Tieck und Adalbert von Chamisso zusammengetroffen. Beachtenswert ist, daß Andersens „Gesammelte Märchen“ zuerst in deutscher Sprache erschienen (1847/48). Es sind dann bis heute immer wieder Märchenausgaben dieses Dichters in deutscher Sprache erschienen, bis 1965 immerhin 688. Doch muß gesagt werden, daß die Güte der Übersetzungen meist zu wünschen übrigläßt. Auf diesen Tatbestand hat Professor Bent Søndergaard in seiner Antrittsvorlesung an der Pädagogischen Hochschule Flensburg (17.1.1974) eindrucksvoll aufmerksam gemacht. Woran liegt das? Einmal hängt es sicherlich mit dem vielschichtigen Problem der Übersetzung poetischer Texte zusammen; darauf ist hier nicht einzugehen. Zum anderen liegt die Gefahr nahe, Andersens Märchen (eventyr) als Märchen im deutschen Sinne aufzufassen und als Lektüre für Kinder zu verniedlichen. Das deutsche Märchenverständnis ist durch die Form der „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm geprägt. Zu Recht hat ein dänischer Literaturprofessor einmal gemeint, daß man vielleicht Däne sein müsse, um ein Märchen von Hans Christian Andersen wirklich verstehen und ernstnehmen zu können. Der deutsche Leser müsse erst davon überzeugt werden, was diese Märchen aussagen sollten.

Hans Christian Andersen ist ein subjektiver Dichter, dessen Humor in deutschen Übersetzungen nur zu leicht verlorengeht, ebenso ironische und mehrdeutige Aussagen, von Mißverständnissen, die sich in deutsche Übersetzungen eingeschlichen haben und sich noch behaupten, ganz zu schweigen.

Auf jeden Fall können wir das dänische Wort „eventyr“ weder mit dem deutschen Wort „Märchen“ noch mit „Abenteuer“ übersetzen, wenn auch einige seiner Geschichten mit dem Ausdruck „Kunstmärchen“ bezeichnet werden können, andere ohne weiteres von ihrer Vorlage und damit ihrem Inhalt her in die Kategorien heutiger Märchenforschung passen, da sie den Zauber- und Wundermärchen (Tales of Magic), legendenartigen Märchen (Religious Stories), novellenartigen Märchen (Romantic Tales) oder den Märchen vom dummen Riesen oder Teufel (Tales of the stupid Ogre) zugerechnet werden können, ebenso den Tier- oder Schwankmärchen. Der deutsche Schriftsteller Günter

Grass, der das zeitlose Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ als Vorlage für einen politischen Text, eine Wahrede, nahm, hat einen glücklichen Ausdruck gefunden, wenn er Hans Christian Andersens Märchen „realistische Märchen“ nennt.

„Des Kaisers neue Kleider“ — der Anstoß

Hans Christian Andersen war jeder Kritik gegenüber sehr empfindlich. Das Märchen „Die Nachtigall“ — wer kennt es nicht? — wird u. a. so gedeutet, daß sich in ihm die Naturdichtung und die Kunstdichtung gegenüberstehen. Die künstliche Nachtigall soll Johan Ludvig Heiberg, den bekannten Theaterdichter und einflußreichen Literaturtheoretiker, darstellen und seine Kritik an Hans Christian Andersens Werken abwerten. Das mag der autobiographische Hintergrund dieses Märchens sein, fest steht für jeden Leser, der sich um den Text bemüht und sich von ihm gefangen nehmen läßt, daß damit das Märchen „Die Nachtigall“ keineswegs seine Ausdeutung gefunden hat.

Es wird legitim sein, Persönlichkeit und Leben eines Dichters bei der Deutung eines literarischen Textes heranzuziehen, aber diese Methode hat ihre Grenzen. Gedanken, Gefühle, Anschauungen, Tugenden und Laster der Helden kann man nicht seinem Dichter zuschreiben. Die Wirklichkeit im Kunstwerk ist eine andere als die im Leben des Dichters, und wirkt es ein, dann in einer Umformung, durch die neue Akzente gesetzt und andere Werte betont werden. Ähnlich wie mit dem Märchen von der Nachtigall ist es mit „Des Kaisers neuen Kleidern“. Es gibt Gründe, anzunehmen, daß der Anlaß zu diesem Text ein Konkurrent H. C. Andersens um die Gunst des literarischen Publikums war, der Dichter Frederik Paludan-Müller, der durch seine ersten Werke viel Anklang und Zustimmung gefunden hatte, bis neue Werke („Eventyr i Skoven“ und „Alf og Rose“, 1836) auf starke Kritik stießen, wogegen Andersen nichts einzuwenden hatte.

Carsten Hauch, der im literarischen Leben Dänemarks einiges galt, schrieb an Hans Christian Andersen am 8. Januar 1837, er habe sich mit dem Obersten Guldberg gestritten, der behauptet habe, Paludan-Müller sei derjenige, der von allen jüngeren Dichtern den größten Beweis seines Genies erbracht habe. Er, Hauch, habe dagegen geäußert, daß Hans Christian Andersen der genialste sei, da Paludan-Müller nur im Besitz eines schönen poetischen Kleides sei, das er anziehe, wenn er vor das Publikum trete. Andersen habe dagegen das Herz eines Dichters. Diesmal — in den neueren Werken — habe Paludan-Müller sein poetisches Gewand abgeworfen und stehe in Hemdsärmeln da, so daß er, Hauch, nun meine, daß die Sache für jeden klar sei, der Augen habe, zu sehen.

Einige Wendungen dieses Briefes riefen in Hans Christian Andersen die kleine Novelle „So ist der Lauf der Welt“, die er kürzlich gelesen hatte, ins Gedächtnis zurück, und er schuf nach ihr eine Satire über den Modedichter, der sich abwechselnd in antike Gewänder, das Wams der Shakespeare-Zeit, in ein

seidenes Rokoko-Kostüm kleidete oder sich in Byrons weiten Mantel hüllte, abgesehen von den üblichen romantischen Kleidungsstücken, die er trug, — eine Satire über den Dichter, der einst der Lieblingsdichter des Publikums gewesen war.

Es spricht einiges dafür, daß dieser Anstoß den Dichter Hans Christian Andersen anregte, seine Satire „Des Kaisers neue Kleider“ zu schreiben, aber der Text läßt es sich nicht anmerken. Er gewann eine Form, die das Allgemeingültige ausdrückt, das heute auch noch wahr ist, wahr im Sinne einer poetischen Aussage, die offenbleibt für Deutungen.

„So ist der Lauf der Welt“

Die inhaltliche Vorlage des Märchens „Des Kaisers neue Kleider“ findet sich im Buch „El Conde Lucanor“ (Der Graf Lucanor) des Infanten Don Juan Manuel von Kastilien (um 1282—1349). Das Werk besteht aus einer Sammlung von fünfzig Erzählungen, in denen der junge Graf seinem Ratgeber Patronio Fragen zu Moral und Politik vorlegt; es handelt sich also um einen „Fürstenspiegel“. Patronio antwortet jeweils mit einem Musterbeispiel des Verhaltens. In seinen lehrhaften Geschichten voll praktischer Lebensweisheit und reifer Psychologie findet die Weitergabe orientalischen Erzählguts durch die spanischen Araber an das christliche Abendland ihren Höhepunkt. Für diesen geistesgeschichtlich so bemerkenswerten Vorgang ist die Übersetzerschule von Toledo bekannt geworden. — Die Vorlage für Andersens Märchen erschien im Jahre 1836 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „So ist der Lauf der Welt“ in einer Novellensammlung, die Eduard von Bülow herausgegeben hatte. Diesen deutschen Text hat Andersen gelesen. Wenig später hat auch Josef von Eichendorff eine Übersetzung der Erzählungen des Don Juan Manuel geschaffen, 1840. Höhepunkt der Erzählung ist, wie der König, bekleidet mit dem Wundertepich, der jedem sichtbar sein sollte, der wirklich der Sohn seines Vaters sei und kein Bastard, durch die Stadt reitet (es war sein Glück, daß es Sommer war!). Das Volk sagt nichts, da jeder glaubt, die anderen sähen das festliche Kleid. Im Märchen von Hans Christian Andersen ruft ein Kind: „Aber er hat ja gar nichts an!“, und löst den Bann. In der Vorlage heißt es nach Eichendorff so: „So wurde also das Geheimnis bewahrt, bis endlich ein Neger, der des Königs Stallknecht war und nichts zu verlieren hatte, zum König trat und sagte: Herr, mir verschlägt es wenig, ob Ihr mich für den Sohn meines Vaters haltet oder nicht, und darum sage ich Euch gerade heraus und weiß es sicherlich, daß Ihr fasernackt einherzieht. — Doch der König schlug ihn und sagte, er sähe seine Gewänder bloß deshalb nicht, weil er der Sohn eines andern sei, als den er für seinen Vater hielte. Nachdem aber der Neger einmal damit herausgeplatzt, sagte ein anderer, der es mit angehört, dasselbe, und so immer mehrere, bis der König und alle

anderen ihre Furcht, die Wahrheit zu bekennen, fahren ließen und den Betrug erkannten, den ihnen die Schelme gespielt hatten. Als man aber diese aufsuchte, waren sie nirgends zu finden, denn sie hatten sich mit dem, was sie durch ihre List vom König erbeutet, schon davon gemacht.“

Ein Außenseiter der Gesellschaft sagt die Wahrheit, denn was galt schon ein Neger im 14. Jahrhundert bei den Mauren! Doch er öffnet den anderen die Augen, da die Wahrheit weitergegeben wird und sich durchsetzt. So kann dem König nachgesehen werden, daß er auf Betrüger hereingefallen war, die ihm versprochen hatten, mit Hilfe des Teppichs die wahrhafte Abkunft eines jeden zu erkennen (was dem König ermöglicht hätte, seine Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, da bei den Mauren nur die wirklichen Söhne den Vater beerben). Das war der Ratschlag des Vertrauten an den jungen Grafen: Traue keinem, der etwas zu verbergen hat. Graf Lucanor nahm den Rat, den die Geschichte enthielt, an und machte folgenden Reim dazu:

Wer Heimlichkeiten vor Freunden Dir will raten,
Der scheut nur Zeugen seiner Schelmentaten.

Die Tradition des Motivs reicht weiter zurück.

Ein altes arabisches Märchen

In dem alten arabischen Märchen „Das Haar an seinem Mantel“ baute nach einiger Zeit des Nachsinnens der schlaue, aber bitterarme Badr in einsamer Gegend eine Hütte mit zwei Türen, in der — nach seinen Worten — der Prophet Mohammed alle die Gläubigen zu empfangen bereit war, die vornehm gesinnt und ehrenwert waren. Den Unwürdigen wollte der Prophet, Friede seinem Andenken!, unsichtbar bleiben. Und alle, die von dem Wunder gehört hatten, kamen zur Hütte, die weisen und frommen Schriftgelehrten, die Reichen und Armen, auch der König des Landes, und viel Volk.

Badr empfing sie freundlich und sprach: „Geht hinein, wenn Euch der Sinn danach steht, ich hindere niemanden am Betreten der Hütte, nötige aber auch niemanden und fordere niemanden dazu auf. Es gibt nicht das geringste zu sehen für die, deren Augen Er unsichtbar bleibt.“ — Alle, die in die Hütte traten, sahen nichts, aber entsannen sich ihrer Verfehlungen, und sie berichteten den draußen wartenden Menschen, sie hätten den Propheten gesehen.

Als aber die große Schar der Besucher auf dem Rückweg zur Stadt waren, folgte ihnen Badr, die Arme halb vorgestreckt, als ob er etwas auf Händen trüge. Er brachte dem König den Mantel des Propheten, den dieser zurückgelassen habe und den nach Badrs Worten nur die Vornehmgesinnten zu sehen vermochten, und er erbat sich die ihm vom Propheten — gelobt sei sein Name! — genannte Belohnung von zehntausend Goldstücken.

Der König tat seinen Mantel ab und ließ sich von Badr den Mantel des Propheten

umlegen. Badr ging sorgfältig zu Werke, zupfte ihn hier und da zurecht, bis er den rechten Faltenwurf hatte, und streckte die Hand aus, als wolle er noch ein Härchen vom Mantel entfernen, und hielt es dem König dann zwischen zwei Finger vor die Augen.

Die anwesenden Höflinge waren entzückt von der Schönheit des Mantels. Der König begab sich in das Gemach seiner Gemahlin, um ihr den kostbaren Mantel in Verwahrung zu geben. Die Königin sah nichts und lachte; auf die ärgerliche Zurechtweisung des Königs antwortete sie: „Ob der Mantel vorhanden ist oder nicht, wird nicht von denen entschieden, die ihn sehen, sondern von denjenigen, die ihn nicht sehen können, denn sind die sogenannten guten Menschen nicht in der Minderheit?“ Der König sann über ihre Worte nach, dann ließ er sie etwas Wasser holen, das der Mantel im natürlichen Fall auffangen sollte. Die Probe zeigte, daß kein Mantel da war.

Nach einiger Zeit des Nachdenkens kehrte der König in den Thronsaal zurück und belohnte seinen Wohltäter Badr mit zehntausend Goldstücken, die ihm — wie er sagte — ein Engel des Propheten überbracht hatte. Er machte die Gebärde des Münzenzählens und sprach: „Wer das Gold des Himmels nicht sehen kann, ist böse im Herzen und hat sein Leben verwirkt.“ Badr streckte die Hände aus und nahm das Gold in Empfang, dankte, verabschiedete sich und ging. Sein Herz war kammerschwer. Da habe ich nun, dachte er, monatelang mich damit abgerackert, eine Hütte zu bauen, und mein ganzer Lohn besteht in zehntausend Goldstücken, die gar nicht vorhanden sind!

So durchschaute der König mit Hilfe seiner Gemahlin den Betrug. Der erfindungsreiche Betrüger aber ging leer aus.

„Des Kaisers neue Kleider“ — eine Deutung

Das Märchen von Hans Christian Andersen spielt vor vielen Jahren, also irgendwann, in einer großen Stadt. Der Kaiser gab all sein Geld aus für neue Kleider und hatte nur sie im Sinn, wie andere absolutistisch regierende Fürsten aus Eitelkeit und zur Selbstdarstellung Unsummen verschwendeten für ihre Neigungen wie königliche Bauten, Soldatenspielererei, große Feste, Gemälde- und Kunstsammlungen (und auch wohl Raritätenkabinette), Theater, Genußsucht an der Tafel und schöne Frauen. Unser Kaiser regierte nicht, andere Fürsten auch nicht, wenn sie nur gute Minister und Räte hatten! In neuen Kleidern zeigte er sich als Herrscher und verdeckte so das fehlende Sein durch den Schein. Die Kleidung ist ja ein Teil der Persönlichkeit, sie entlarvte ihn.

Bei diesem Wahn des Kaisers setzten die Betrüger an. Sie geben sich als Weber aus, die feinste Stoffe zu wirken fähig sind. Der Kaiser geht auf ihre Bedingungen ein, einmal, weil er nur prächtige Kleider im Kopf hat, zum anderen, weil der Gedanke, durch die angebotenen Kleider übermenschliche Qualitäten zu

erlangen, ihn faszinieren muß. Er soll, so wurde ihm versprochen, mit ihrer Hilfe erkennen, wer für sein Amt taugt, und die klugen von den dummen Menschen unterscheiden können. Daß ihm Unmögliches angeboten wird, kommt ihm nicht in den Sinn.

Das war es: Wer die Kleider nicht sieht, ist dumm. Der Leser allerdings weiß, daß es sich um Betrüger handelt, und somit kehrt sich für ihn die Probe um: Wer sagt, daß er die Kleider sieht, ist dumm.

Es sind gerade aus dem 18. Jahrhundert einige geniale Betrüger bekannt, die wie Cagliostro oder Giacomo Casanova das Zeitalter der Vernunft mißbrauchten und es dadurch erträglich machten — und dabei am Sturz der Herrschaftsform jener Zeit arbeiteten. Unsere Betrüger bleiben eigentümlich blaß. Sie sind gute Schauspieler, redegewandt, überhaupt geschickt — und geldgierig. Immerhin, sie werden nur kaiserliche Webjunker und mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet (nicht dem Ritterkreuz des Dannebrogordens, Gott sei Dank!, denn das wurde bekanntlich nicht im Knopfloch getragen!). Vom weiteren Schicksal der Betrüger erfahren wir nichts. Blieben sie im Lande, nicht um sich redlich zu ernähren, sondern um ihre Position auszukosten, so lange es eben ging? Oder verließen sie rechtzeitig — wie ihre großen Vorbilder, die ihr Leben lang durch die Staaten reisten — die Stadt, vielleicht bereits während der Prozession, die alle Aufmerksamkeit auf sich zog? Teilten sie in Sicherheit ihre Beute und beratschlagten neue Pläne? Es wird nicht gesagt, sie sind nicht mehr da, nachdem sie ihre Funktion im Spiel erfüllt haben (in der Märchenforschung nennt man das ein „blindes Motiv“).

Das Volk ist als Öffentlichkeit präsent, wenn sich in der Stadt des Kaisers etwas ereignet. Es gibt die Kulisse ab für die festlichen Anlässe und Aufzüge des Hofes und ist als solche unentbehrlich. Es ist die Stadt eines Fürsten, die immer wieder Fremde anzieht, wie damals Paris, Wien, Madrid, St. Petersburg, Kopenhagen, London u. a. In ihr pulsiert ein kräftiges Leben, die Residenz — und mit ihr gewiß eine Garnison — belebt das Geschäft. Das Volk ist klug genug, zufrieden zu sein, zu verdienen und sich zu ducken vor allem Hoch- geborenen, „waren doch Serenissimi Gnaden allzu nahe und griffen in jedem Augenblick ein, so daß Unsicherheit und Rechtlosigkeit herrschten“ (Franz Schnabel). Die Regierung blieb der Vormund der Untertanen, die noch nicht mündig geworden waren. Auch hatte das Urteil eines Zeitgenossen seine Berechtigung, in dem auf die „natürliche Tendenz der Massen“ hingewiesen wurde, „welche wie die Schafe das Bedürfnis haben, sich leiten zu lassen.“

Die treuen Beamten und Hofbediensteten seien erwähnt, der alte und ehrliche Minister (wieviel Jahre wohl schon im Amt? 60 Jahre?), die anderen anständigen und fleißigen Hofbeamten, der Oberzeremonienmeister, die Kammerherren usf. Sie verhalten sich im Dienste des Fürsten so loyal, wie es erwartet wird. Beispiele

dazu aus der Geschichte gibt es die Fülle, es müssen nicht nur fürstliche Hofhaltungen sein, an die du zu denken ist. Auch für die Hofbeamten waren Fürst und Staat identisch.

Ist der Kaiser nicht wie Sartres Kellner, der, wenn er sich vorstellt, Kellner zu sein, es gerade nicht ist? „Er nimmt sich ernst. Er glaubt das zu sein, was zu sein er spielt.“

Der Kaiser stellt sich vor, ein Kaiser zu sein, der erkennen kann, ob seine Beamten und Untertanen für ihr Amt taugen oder dumm sind. Der Kaiser zeigt, daß er nicht für sein Amt taugt, da er es nicht mehr vermag, wenigstens die Vorstellung eines Kaisers zu erwecken.

Das Volk steht in der Spannung zwischen Aufrichtigkeit und Unaufrichtigkeit, wie sie in gewissen zwischenmenschlichen Beziehungen nur zu bekannt ist.

Der Vorsatz des Kaisers, seine Macht und Herrschaft zu stabilisieren, indem er das Vermögen — die Tauglichkeit für das Amt, Dummheit oder Klugheit — seiner Untertanen prüft, ist anzuerkennen. Nur das Mittel ist schlecht, da es ungeprüft eingesetzt wird, denn weder die möglichen Folgen für den Kaiser selber werden bedacht noch die Qualität des Mittels und seiner Befürworter. Unmöglich ist es eben, nur prüfen zu wollen, was der andere taugt, und auf unerwünschte Selbsterkenntnis zu verzichten.

Das, was hier als möglich geschildert wird, ist so lange Zeit nicht her. Noch 1835 heißt es bei Friedrich Christoph Dahlmann („Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt“): „Der König ist der Quell der Staatsämter und aller Ehren, Gnaden und Würden, die der Staat verleiht.“ Und: „Die Mehrzahl des Volks bedarf zu allen Zeiten dieser (der Monarchie) verständlichsten, gemütvollsten aller Regierungsweisen.“ —

In seiner ersten Fassung endet unser Märchen so: „So ging der Kaiser unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menschen auf der Straße und in den Fenstern sprachen: ‚Wie sind des Kaisers neue Kleider unvergleichlich! Welche Schleppe er am Kleide hat! Wie schön sie sitzt!‘ Keiner wollte sich merken lassen, daß er nichts sah; denn dann hätte er ja nicht zu seinem Amte getaugt oder wäre sehr dumm gewesen. Keine Kleider des Kaisers hatten solches Glück gemacht wie diese.

‚Diese Kleider muß ich jedesmal anhaben, wenn ich in einer Prozession schreite oder in der Volksversammlung auftrete!‘ sagte der Kaiser; und in der ganzen Stadt sprach man von seinen prächtigen neuen Kleidern.“ —

Wie ist dieser Schluß zu verstehen? Wollte Hans Christian Andersen den (literarischen oder politischen) Kaiser in seinem Irrglauben belassen, um ihn so stärker bloßzustellen? Er bleibt nackt. Aber das Volk? Es verharrt demütig und unterwürfig, aus Furcht, durch ungelegene Opposition den Zorn des Herrschers zu erregen. Denn das Bürgertum, Handwerk und Handel, bedarf der Kundschaft

des Hofes. Von ihm hängt seine Existenz ab. Mangel an moralischem Mut? — oder jene Ethik der Klugheit des Skeptikers, der Lafontaine Ausdruck verliehen hat in der Fabel von der Eiche und dem Schilfrohr: „Je plie et ne romps pas.“ (Ich beuge mich und zerbreche nicht.) Ähnlich hat es Bertolt Brecht in seinem Text „Maßnahmen gegen die Gewalt“ (in den Geschichten vom Herrn Keuner) gesagt: „Ich habe kein Rückgrat zum Zerschlagen.“

Sigmund Freud hat, wie zu erwarten, sich diesen Text nicht entgehen lassen und schreibt in seiner „Traumdeutung“ (im Jahre 1900 erschienen) zum Verlegenheitsstraum der Nacktheit: „ ... durch die prüfsteinartige Kraft des Gewebes erschreckt, tun alle Leute, als ob sie die Nacktheit des Kaisers nicht merken.“ — Wer entscheidet? —

Der zweite und endgültige Schluß ist bekannt. Ein Kind spricht die Wahrheit aus (nicht umsonst war auch Till Eulenspiegel nicht gern dort, wo Kinder waren! 21. Historie), und so wird der Bann gebrochen. Persönliche Unsicherheit und Selbstzweifel, vorsichtige Erwartung, abwartende Neugierde, lähmende Zurückhaltung sind verschwunden, der Funke der Wahrheit springt über.

Der Kaiser jedoch ersetzt die fehlende Gewißheit — denn Zweifel hat er! — durch eine übertrieben stolze Haltung. Er will seine Dummheit und Untauglichkeit nicht eingestehen (wer tut das schon gern?), die er bei den anderen zu erkennen hoffte und vielleicht immer noch vermutet. So verstärkt er sein abweichendes Verhalten durch zwanghaftes Festhalten an ihm. Der Kaiser ändert sich nicht, er bleibt unbelehrbar: „Vi alene vide!“ Er gibt die Wahrheit nicht zu. So wird er zu einer Karrikatur seiner selbst.

Folglich hält der Kaiser die Prozession durch. Nur die direkt von ihm Abhängigen, die Minister, Kammerherren und Hofbediensteten, wahren den Schein. So endet das Märchen offen, recht eigentlich unbefriedigend; es müßten sich Folgen ergeben. Oder soll der Leser weiterdenken? Ist auf das Volk Verlaß? Oder begnügt es sich mit dem Geschrei? Gabriel Laub führt den Text im gewissen Sinne erklärend weiter („Aufrichtigkeit — Enthüllung des nackten Kaisers“) und meint zum Schluß des Märchens: „Denn wir wissen nicht, was er (Hans Christian Andersen) damals schon schreiben durfte und was nicht. Die Ansichten der dänischen Könige über die Satire sind uns nicht überliefert.“

Andersen kannte den Schluß seiner Vorlage, er übernimmt ihn nicht. So bleibt eigentlich nur die Hoffnung auf die Kinder und damit in die Zukunft.

Till Eulenspiegels unsichtbare Gemälde

Der Ring wäre geschlossen, wenn nicht die Eigenart des Motivs weitere literarische Gestaltungen hervorgerufen hätte. Bekannt ist das Volksbuch „Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel“, dessen ältester Druck aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammt. In ihm findet sich als 27. Historie die Geschichte, „wie

Ulenspiegel den Landgroffen von Hessen malet und ihm weißmacht, wer unelich wär, der kirt es nit sehen“. An der Wand des Saales im Marburger Schlosse war nichts zu sehen, denn es war dort nichts gemalt worden. Allein die Fürstin hatte in Till den Schalk erkannt, doch auch sie schwieg, als sie vor der weißen Wand stand, ebenso ihre acht Kammerjungfrauen. Nur eine Törin (= Närrin), die zu ihrem Gefolge gehörte, sprach, was alle (nicht) sahen. Eulenspiegel dachte: „Das wird nicht gut; wenn die Toren die Wahrheit sagen, so muß ich wahrlich wandern.“ Er zog ihre Aussage ins Lächerliche, machte aber doch, bevor er als Schalk entdeckt war, daß er davonkam und ließ mitgehen, was ihm an Gut und Geld anvertraut war.

Der Fürst sprach: „Nun sehen wir wohl, daß wir betrogen sind.“ Er sah ein, daß sein Geld verloren war und verbot dem Schalk, sich in seinen Landen auf- zu halten. Obwohl er sich nicht um Till Eulenspiegel hatte kümmern wollen, mußte er nun einsehen, daß dieser dennoch zu ihm gekommen war und ihn hereingelegt hatte.

Der Verfasser des Volksbuches hat viele Vorlagen benutzt. Zu diesem Streich ist es die Novelle vom unsichtbaren Gemälde aus der mittelalterlichen Schwankdichtung. „Der Pfaffe Amis“ (entstanden um 1230). Der englische Geistliche Amis prellt die törichten Menschen, die er in allen Ständen findet: Könige, Fürsten, Geistliche, Ritter, Kaufleute und Bauern. Denn was ist die wirkliche Welt anderes als eine Welt der Eitlen, Leichtgläubigen, der Toren, die in den Konventionen befangen sind? Ein unerschöpfliches Thema: Vanity Fair (Jahrmarkt der Eitelkeiten).

Der Pfaffe Amis zieht nach Paris an den königlichen Hof und gibt vor, Bilder malen zu können, die nur ein ehelich gezeugter Mensch sehen kann. Der König kommt als erster in den Saal, er erblickt die weiße Wand und erschrickt. Die Ritter, das Gefolge, alle sehen nichts, behaupten jedoch, die wunderbaren Wandgemälde zu sehen, um nicht als unehelich Geborene zu gelten. Erst als der Pfaffe Amis, reich beschenkt, den Hof verlassen und eilig das Weite gesucht hat, kommt der Betrug an den Tag. Ein Tumber (= junger, unerfahrener Mensch) spricht aus, daß nichts gemalt ist. Das hört endlich auch der König. Alle sind mit ihm einig, daß der Pfaffe Amis ein listiger Mann war, da er auf diese Weise zu reicher Belohnung kam. So überwand die Wahrheit zuletzt die Lüge. Am Hofe erhob sich ein großes Gelächter.

Das Wundertheater des Miguel de Cervantes

Mit seinen Theaterstücken hatte Miguel de Cervantes (1547—1616), der Dichter des unsterblichen Ritters von der traurigen Gestalt Don Quijote, keine so großen Erfolge. Zu den von ihm geschriebenen Zwischenspielen (entremeses), die zwischen zwei Stücken oder zwischen die Akte eines Stückes eingeschoben

wurden, gehört das in seinen letzten Lebensjahren verfaßte „Wundertheater“ (El retablo de las maravillas). Solche Zwischenspiele waren durch Situationskomik geprägt und durch die Verwendung von Prosa und das Auftreten des einfachen Volkes realistisch gestaltet.

Im Zwischenspiel „Das Wundertheater“ treten fahrende Schauspieler vor einem kleineren Kreis von Dorfhonoratioren auf, doch können die angeblich lebenden Figuren des gezeigten Bildwerkes nur von denen gesehen werden, die unter ihren Vorfahren keine Juden oder Mauren haben oder die aus legitimer Ehe stammen. So verspottet Cervantes den zu seinen Zeiten in Spanien herrschenden Rassenwahn gegen Mauren und Juden.

Der Bürgermeister des Dorfes glaubt, er werde alles sehen, da schon sein Vater das Amt des Bürgermeisters innegehabt hatte und doch niemand von zweifelhafter Herkunft zu einem solchen Amt zugelassen war. Er meint sich gesichert, denn er hat nach eigenen Worten „vier Finger dick ranzigen alten Christenspeck auf sich“. Alle verfolgen das Schauspiel in gespannter Aufmerksamkeit, da niemand vor dem anderen zuzugeben bereit ist, daß er in Wirklichkeit nichts sieht von dem, was sich auf der Bühne ereignet und vom Schauspieldirektor erläutert wird. Dem Gouverneur, dem Vertreter des Königs, kommen Zweifel. Aber er kann doch nicht als einziger ein Bastard sein! Er tut so, als sähe er etwas — wegen des verdammten, dummen Ehrbegriffes.

In das Spektakel tritt der Quartiermeister des Königs. Er soll Soldaten unterbringen im Dorf, wird also nicht als Freund begrüßt. Das Verhalten der Leute vor der Bühne findet er verrückt. Zu Recht — aber was nützt es? Der Schauspieldirektor läßt für ihn noch einmal die Jungfrau Herodias erscheinen, damit er sehe, was er noch nie gesehen hat. Der Quartiermeister sieht nichts und äußert erstaunt: „Was zum Teufel soll ich denn für eine Jungfrau sehen?“ Darauf rufen ihm die Dorfbewohner zu: „Ex illis est — er gehört auch zu ihnen! Er ist einer von denjenigen!“ Eine allgemeine Schlägerei beginnt. Die Zuschauer bleiben dabei, den Quartiermeister zu beschimpfen und ihn einen bekehrten Juden oder Bastard zu nennen.

Die Schauspieler nutzen die Gelegenheit, im Durcheinander mit ihren guten Einnahmen die Szene und den Ort zu verlassen. Die Wunderkraft ihrer Komödie bleibt unangefochten.

Die lächerlichen konventionellen Vorurteile, die den Menschen zwingen, sich eine Welt des Scheins aufzubauen, geben den Schwindlern die Gelegenheit, sie zu prellen. Die Welt des Scheins besteht in der Vorspiegelung falscher Tatsachen, und das ist auch heute noch möglich, weil sie durch die mangelnde Ehrlichkeit der Menschen sich selbst und den anderen gegenüber möglich wird. Es geht um den Gegensatz von Schein und Sein, um die Kritik der Welt des Scheins durch die Wirklichkeit.

Das Motiv hat Cervantes aus der bekannten Exempel-Erzählung des „Conde de

Lucanor“ geschöpft, aber es zeitgemäß erweitert, da er in seinem Zwischenspiel „Das Wundertheater“ es nicht nur auf die legitime Herkunft, sondern auch auf die mischblütige bezieht. Die Ironie des Dichters trifft alle Konventionen, die die Menschen schaffen und durch die sie Zwang aufeinander ausüben und ein angepaßtes Verhalten erreichen.

Günter Grass und der nackte Kaiser

Einige der Titelfiguren Hans Christian Andersens haben ein eigenes Leben gewonnen: der standhafte Zinnsoldat, das häßliche junge Entlein, die kleine Seejungfrau, das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern und die Prinzessin auf der Erbse. Jeder weiß, was mit ihnen gemeint ist, auch wenn der Märchentext im Zusammenhang nicht parat ist. Sie stehen als Symbol für Verhaltensweisen, Schicksale, Besonderheiten, und zahlreiche Assoziationen stellen sich ein, wenn sie genannt werden.

Ebenso ist der nackte Kaiser bekannt. Hans Brix, der bekannte Herausgeber der Werke von Hans Christian Andersen, hat recht behalten mit seiner Behauptung, man könne die Satire „Des Kaisers neue Kleider“ verlegen wohin man wolle und in welche Zeit auch immer, sie sei überall und immer aktuell; nicht ein Wort sei undeutlich, sie sei im höchsten Grade allgemeingültig.

Die Vielschichtigkeit des Märchens erlaubt, es politisch zu deuten. Günter Grass, der streitbare Schriftsteller, hat eine seiner Wahlreden zur Bundestagswahl 1965 so benannt: „Des Kaisers neue Kleider“. Grass meinte, dieses Märchen „wäre geeignet, die tiefere Bedeutung unserer politischen Situation im Wahljahr 1965 auszuloten“. Und er erzählt das Märchen, auf aktuelle politische Entscheidungen anspielend, etwa so:

„Der lärmende Leerlauf der Webstühle kostete hohen Stundenlohn. Das dröhnende Nichts erzwang Steuererhöhungen. Auch mußte den Kriegsversehrten im Lande eine ausreichende Rente verweigert werden. Der seit Jahren geplante Neubau von Schulen und Krankenhäusern wurde wieder einmal verschoben. Von seinen Ministern bestürmt, ließ Seine Majestät auf allen Plätzen Maßhalteappelle verlesen ...“ Dann trat der Kaiser vor sein Volk und trug „den Leerlauf als Schärpe und das Nichts als Mantel“, und alle klatschten Beifall. „Die Minister klatschten, weil sie als kluge Minister im Amte bleiben wollten. Die Bürger klatschten, weil sie als kluge Bürger nicht den Segen kaiserlicher Subventionen verlieren wollten. Und sogar die scharfsinnigen Kritiker der kaiserlichen Maßlosigkeit klatschten, weil sie wie kluge Kritiker angesehen werden und nicht als dumme herumstehen wollten.“ Es war der Sinn der Rede des Schriftstellers Günter Grass, den damaligen Bundeskanzler und seine Minister als leer und nackt darzustellen und ihre Ablösung durch die kommende Wahl für notwendig zu erklären und damit zu erreichen.

Doch es ging ihm so, wie das Märchen erzählt: der Kaiser (= Bundeskanzler) blieb. Allerdings nur für kurze Zeit, dann zerbrach die Regierung.

Doch es geht weiter: Noch in Berichten über die Fußballweltmeisterschaft 1974 findet sich in passender Abwandlung der eindrucksvolle Titel unseres Märchens. „Beckenbauer: Des Kaisers neue Masche“ (Die Zeit, 5. Juli 1974).

Die Muse Terpsichore

Es kann nicht verwundern, daß einige der Märchen Hans Christian Andersens eine Gestaltung in der Tanzkunst gefunden haben, dieser hohen Kunst, die in Kopenhagen eine so überzeugende und immer wieder begeisternde Pflegestätte gefunden hat.

Für das Ballett „Die chinesische Nachtigall“ schuf Werner Egk das Libretto und die Musik (Uraufführung 1953 in München). Auf vielen Bühnen im deutschsprachigen Raum (Berlin, München, Hannover, Bern) wurde mit großem Erfolg das Ballett „Le roi nu“ (Des Königs neue Kleider) aufgeführt. Bei der Uraufführung am 15. Juni 1936 in Paris war Serge Lifar für das Libretto und die Choreographie verantwortlich, er tanzte auch die Titelrolle in diesem Ballett, das so stark von der Gestaltung des eiteln Königs abhängt — wie wir auch aus dem Märchentext von Hans Christian Andersen wissen. Die Musik schrieb Jean Françaix.

Der König wünscht die Meinung der Königin über sein neues Gewand zu hören. Überraschend betritt er das königliche Schlafgemach zur Anprobe, in seinem Gefolge die Minister und die drei Schneider. Die Königin wird überrascht, mit Mühe und Hast gelingt es ihr eben noch, ihren Liebhaber im Wandschrank zu verstecken. Schuldbewußt lobt sie begeistert das neue Gewand.

Als das große Fest dann seinem Höhepunkt zustrebt, ruft eine Kinderstimme: „Aber der König ist ja nackt!“

Es entsteht eine Panik. Doch der König versteht die Lehre. Er verjagt seine alten Minister und macht die drei Schneidergesellen zu seinen Beratern. Das Ballett endet mit der „Apotheose de trois tailleurs“. Der Regierungswechsel wird vollzogen.

Des Kaisers neue Kleider — ein Märchen für Kinder?

Eigentlich ist die Antwort bereits gegeben. Der Erwachsene wird nachdenklich, wenn er den Text recht bedenkt und auszuleuchten beginnt. Gute literarische Texte sollten nicht nur den Kindern Vorbehalten sein, sie mögen noch so sehr auf diese bezogen sein.

Die Märchen von Hans Christian Andersen werden sicherlich auch weiterhin von vielen Kindern gelesen werden. Fragt man zehnjährige Schulkinder nach den Märchenbüchern, die sie lesen, dann nennen sie die „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm und Andersens Märchen, weniger Bechsteins oder Hauffs

Märchen. Das ist eine Folge der Tatsache, daß seit über einem Jahrhundert Andersens Märchen im deutschen Sprachraum immer wieder gedruckt, verlegt, gekauft, den Kindern geschenkt und von ihnen gelesen wurden, den Kindern, die heute als Erwachsene ihren Kindern dieses Buch schenken.

Und das, obwohl auch noch heute die Urteile verschieden sind. Vilma Monckeberg (Das Märchen und unsere Welt, 1972) schreibt (sicherlich, weil sie die Texte von Hans Christian Andersen zu starr auf den deutschen Begriff des „Märchens“ festlegt): „Vielleicht wurde gerade darum Andersen eine so starke Konkurrenz für das Volksmärchen, weil er die nüchternsten Gegenstände und höchst belanglosen Begebenheiten poetisiert. Er übernahm dabei meistens die Kurzform des Volksmärchens und füllte sie mit seiner liebenswürdigen — manchmal kindlichen, manchmal spielerischen, manchmal gefühlvollen, aber immer leicht eingängigen Fabulierkunst. Unbestritten — Andersen war ein großer Fabulierer und unerschöpflich in seinen poetischen Einfällen. Er poetisierte die ganze alltägliche Umwelt ... — aber mit Volksmärchen hat das nichts zu tun, auch wenn er sich alter Märchenmotive bedient oder ernste Themen stimmungsvoll ausspinnst ... Beschreibung, Beschreibung, reizende Beschreibung, der Stimmklang hat nichts hinzuzufügen. Es ist und bleibt Literatur.“

Anders urteilt Paul Hazard in seinem Buch „Les Livres, les Enfants et les Hommes“ (1949, deutsch als „Kinder, Bücher und große Leute“, 1952). Er schreibt: „Wenn es auf Grund irgendeines Einfalls den König aller Verfasser von Kinderbüchern zu wählen gäbe, so würde ich meine Stimme keinem Romanen geben, sondern Hans Christian Andersen ... Er ist ein König, weil er es verstanden hat, in den engen Rahmen der Märchen den ganzen Reichtum des Universums einzufangen: das ist nicht zu viel für die Kinder. Man findet darin nicht nur Kopenhagen mit seinen Backsteinbauten, seinen roten Ziegeldächern, kupfergrünen Kirchenkuppeln und dem goldenen, in der Sonne glitzernden Kreuz der Frauenkirche, nicht nur ganz Dänemark mit seinen Mooren, seinen Wäldern, seinen windzerzausten Weidenbäumen, seinem allgegenwärtigen Meer, sondern Skandinavien, das schneereiche, eisbedeckte Island und darüber hinaus Deutschland, die Schweiz, das sonnegebadete Spanien, Portugal, Mailand, Venedig, Florenz und Rom, und Paris, die Stadt der schönen Künste und der Revolutionen. Ägypten wird darin lebendig, Persien, China, der Ozean bis in jene Tiefen, wo die Nixen hausen, der Himmel, über den die Weiße der großen wilden Schwäne dahinstreicht ... Andersen ist König, weil er es wie keiner verstanden hat, die Seele der lebendigen Wesen und der Dinge zu erforschen ... Während es Menschen gibt, die alles verdorren lassen, was sie berühren, indem sie es analysieren und sezieren, verleiht Andersen allem Leben und Seele ... Wenn man die Lektüre von Andersens Märchen beendet hat, ist man nicht mehr ganz derselbe Mensch wie beim Beginn.“ Und zu den Zweifeln über sich selbst komme die Torheit der

Menschen; denn die Zahl der Narren sei wahrlich zu groß. „Jeder meint, er verdiene einen höheren Rang in der Welt und bläht sich vor Stolz. Der brave Schneemann glaubt, wenn der Abend kommt, sein hoheitsvoller Blick habe die Sonne gezwungen, sich in der Erde zu verkriechen; die Distel behauptet, sie stamme von einer vornehmen schottischen Familie ab; die portugiesische Ente hält sich für ein Wesen besonderer Art und verachtet alles, was nicht aus Portugal stammt; die Brennessel erklärt, sie sei eine sehr vornehme Pflanze, da man aus ihr ein zartes Musselin gewinne. Und so fort, einer ist wie der andere, nicht zu vergessen die Toren, welche die unsichtbaren Kleider des Kaisers bewundern ... Die Kinder sind keinen Augenblick im Zweifel; in diesen Märchen finden sie nicht nur Zerstreuung und Vergnügen, sondern das Gesetz ihres Lebens und den Sinn der großen Aufgabe, die sie zu erfüllen haben.“
Dem ist nichts hinzuzufügen.

NEUE SCHLESWIGISCHE LITERATURBRIEFE

4 / 1974

HANS PETER JOHANNSEN

Ein neuer Roman von Willy-August Linnemann Erinnerungen von Niels Bøgh Andersen

Wer spielt in diesem Konzert der Kräfte den deutschen Teil der Partitur?

Gespräche werden zwischen einzelnen Menschen geführt, im übertragenen Sinn auch zwischen Völkern. Die europäische Kulturgeschichte verzeichnet viele solcher Gespräche: Zum Beispiel ist die Literaturepoche des deutschen Naturalismus nicht ohne die Anregungen aus Rußland, Frankreich und Skandinavien zu verstehen. Später gaben Thomas Mann, Bert Brecht und die deutschen Expressionisten nicht zuletzt den Dänen Denkanstöße. Im engeren Bereich des schleswigschen Raumes übersetzte der junge Tiedje im ersten Drittel unseres Jahrhunderts Grundtvig ins Deutsche und M. N. Hansen, der Nordschleswiger, Goethes Faust ins Dänische.

Der diesjährige Herbst — noch immer die spezifische Jahreszeit der Literatur — bringt zwei dänische Neuerscheinungen aus dem Landesteil Schleswig, die, so verschieden voneinander sie auch sein mögen, doch eine Manifestation darstellen und von den deutschen Schleswigern nicht übersehen werden sollten. Blickt Niels Bøgh Andersen aus der scheinbar heilen Welt des nationalen Gedankens auf eine glückliche Kindheit und eine Jugendzeit voller Lernwillen zurück, so schuf Willy-August Linnemann mit dem letzten Bande einer Romanreihe um die Flensburger Förde eine Vision, die vielen Dänen und Deutschen als kühn, wenn nicht sogar bei unfreundlicher Betrachtungsweise als Phantasterei erscheinen mag. Daß er dabei als Däne mutig neue Wege geht, sollte nicht übersehen werden.

Friedrich Ernst Peters schrieb einmal einen Essay „Das Gespräch“. Dort findet man den Satz: „Das Wissen um die Partitur entscheidet über die Eignung zur Teilnahme am Gespräch.“ Im faszinierenden geistigen Spiel der Kräfte an der deutsch-dänischen Grenze, das einem Gespräch oder Konzert vergleichbar ist, gibt es viele Stimmen im Orchester. Jede hat ihre Funktion, aber jede muß sich

der Partitur verpflichtet fühlen, und diese Partitur muß notwendigerweise den Klang um 1980 wiedergeben — auf deutscher wie auf dänischer Seite.

WILLY-AUGUST LINNEMANN

Protestanten

Gyldendal, Kopenhagen 1974, 191 Seiten

Mit diesem Roman endet der Bericht über die Familie Schleswiger, den Willy-August Linnemann vor sechs Jahren mit dem ersten Bande „Fabrikanten“ begann. Überblickt man die nunmehr sieben Bände umfassende Reihe, so stellen sich diese nicht nur als Erzählungen des Lebenslaufs und der Lebensarbeit der sieben Geschwister Schleswiger und nicht nur, obwohl auch Entwicklungsromane, als Berichte über das Leben einzelner Personen, sondern in der Tat als eine „visio regionis temporis nostri“, als eine Vision unserer Region in unserer Zeit dar. Linnemann erwies sich als Meister sowohl der kleinen als der großen Form der epischen Dichtung. Hatte er in den „Europäischen Erzählungen“ Menschen und Schicksale in und um Flensburg gezeigt, deren Herkunft unverkennbar der schleswigsche Raum war, deren Probleme jedoch die bleibenden inneren Existenzprobleme des Menschen sind, so engt er in der zweiten Reihe der Flensburger Erzählungen, so könnte man füglich die Romane über den Fabrikanten, den Pfarrer, den Kaufherrn, den Arzt, den Verkünder, den Gesetzgeber und den Protestanten nennen, den Rahmen des Geschehens topographisch und thematisch weiter ein. Er läßt die sieben Geschwister durch ihre Arbeit einen so entscheidenden Beitrag zur Gegenwart der Heimat in der Stadt an der Grenze leisten, daß diese Heimat nicht durch sie allein, wohl aber durch ihre Bereitwilligkeit, den „Zeitgeist“ zu verwirklichen, von Grund auf verändert wird. Linnemann schildert, wir wiesen früher

darauf hin, die Verwandlung der agrarisch bestimmten Lebensform zur Lebensform der Industriegesellschaft im schleswigschen Raum. Er erfindet aus poetischer Phantasie, deren Vorstellungen sich jedoch näher der Wirklichkeit befinden können, als man aus der Tagesperspektive annimmt, eine Großstadt zu beiden Seiten der Flensburger Förde, durch welche zwar weiterhin die Grenze geht, die aber mehr als heute schon vorstellbar eine Einheit bildet. Diese Einheit hat zwei Wurzeln. Einerseits entsteht sie durch ein zunehmendes europäisches Selbstverständnis, andererseits aus der Kehrseite der Medaille: aus den Auflösungserscheinungen alter Ordnungen. Einerseits ist man europäisch — andererseits ist man gar nichts — nämlich Konsument. Als Konsument ist man an Fabrikationen, an Landesplanungen, an Supermärkten, an perfektionistischer Krankenpflege und Gesetzgebung interessiert; ist man aber auch an geistigen Botschaften, an eigenem Denken orientiert? Das ist auf einen kurzen Nenner gebracht die Thematik dieser Romane, die ein Bild der Gegenwart zeichnen, das in den Einzelheiten die Handschrift eines Schriftstellers von Rang erkennen läßt, das aber auch als Kolossalgemälde — der Ausdruck als Lob gemeint — von Wirkung ist — ungeachtet der Tatsache, daß einzelne Unschärfen und Unsicherheiten des Striches vorhanden sind.

Es ist nur wenige Jahrzehnte her, daß man an dieser Förde Volkstänze tanzte, daß man Menschen um ein alle einendes Thema aus der Geschichte der Landschaft sammelte — wenn auch meistens in zwei nationalen Lagern, so doch aus einem Glauben —, heute steht man in einer

Diskotheek — wozu und weshalb? Dies ist das Thema Linnemanns: Wozu und weshalb lebt der moderne Mensch.

Merete Schleswiger, die Hauptfigur des neuen Romans, ist „Protestant“, sie will mehr erreichen als ihre Geschwister, die vordergründige Arbeit leisteten; sie weiß, daß die Industrialisierung des Lebens mit all ihren Nebenerscheinungen durch einen teuren Preis erkauft wurde, nämlich durch den Verzicht des Individuums auf eine eigene Gestaltung des Alltags und der eigenen geistigen Welt. Zunächst scheint sie als leitende Pädagogin für Freizeitgestaltung mit dem Zeitgeist übereinzustimmen, dann jedoch entschließt sie sich zur „Systemveränderung“ der Konsumgesellschaft - gewissermaßen mit umgekehrtem Vorzeichen. Sie will die Bürger von den Verrücktheiten des Industrialismus und der Vormundschaft der Administration befreien und die befreiten Menschen auf ein Dasein in der „kommenden vegetativen Gesellschaft“ vorbereiten. Sie lehnt, wie ihr Bruder, der Justizminister, eine Zeit ab, in der die „Wohlfahrt wohl die Volksstimmung zum Wogen bringt“, in der es aber dann doch dabei bleibt, daß man den „Nordseewellen“ lauscht (sejle op af aalen). Ihren Gedanken gibt sie Ausdruck, wenn ihr Autor sie auf dem Wege über Selbstgespräche und Gespräche mit ihrem Mann und mit ihren Schwägerinnen, ihrer in einer Kommune lebenden Tochter zu neuen Erkenntnissen führt, und auf diesem Wege geschehen viele Dinge, die den Romanleser sehr zu fesseln vermögen. Der Roman ist zugleich eine Satire auf die Unarten der Zeit. Man schmunzelt über die Bemerkungen über eine Jugend, die wenig Leistung zeigt, dafür um so mehr Kritik; man freut sich über spitze Bemerkungen zum Gesundheitswesen, in dem es mehr um Betrieb als um individuelle ärztliche

Betreuung geht; über kritische Bemerkungen zur Selbstgefälligkeit der Politiker, und hier insbesondere der Lehrer, die gar nicht merken, daß sie in einer Hybris leben. Diese Satire ist nicht ewiggestrig, sondern strebt zu neuen Ufern. Über die neuen Ideale denkt Berete Schleswiger nach und tritt für sie ein; und was bemerkenswert ist: ihre neue Idee des Protestierens gegen den Schematismus des modernen Lebens ist „tværreligiøs, tværpolitisk og tværnational“, d. h. die Religionen, die Politik und das Nationale möchten harmonisiert, aber nicht in einen Topf geworfen werden.

Eine Bemerkung über die abstrakte Kunst: „Es kam ihnen nicht in den Sinn, daß die nonfigurative Kunst ja aus Details, aus der Natur geholt, bestand ... Unter dem Mikroskop sahen alle Einzelteile nonfigurativ aus, und erst zu einer Einheit zusammengefaßt wurden sie naturalistisch.“ Dies gelang dem schleswigschen Epiker: er sammelte alles aus dem Alltag unserer Zeit und schuf daraus eine Einheit, indem er zugleich die alte Erkenntnis vortrug, daß man zu arbeiten hat, auch wenn man den Sinn dieser Arbeit nicht immer zu erkennen vermag. Dieser Sinn aber liegt nach Linnemann in der Zustimmung zu der Erkenntnis begründet, daß alles Leben, das biologische wie das geistige, ewig untergeht und sich ewig erneuern muß.

Ein Bildwerk des Grenzlandes ist dieses Romanwerk. Es enthält manche nicht lebenswerte Züge, es atmet nicht mehr den Idealismus der nationalliberalen Zeit, es strahlt jedoch auch neue Kräfte aus. Das Bild der Stadt Flensburg erscheint bald in Pastelltönen des Biedermeier, bald im harten Neonlicht. Immer aber ist es eine Stadt, in der nach der Überzeugung des Autors die Menschen Aufgaben haben. Einige dieser Aufgaben zählt er dem Leser

auf. Es sind nicht mehr die Aufgaben aus der bürgerlich-nationalen Zeit um 1864 und 1920, sondern die Aufgaben der postnationalen und postindustriellen Zeit. Es geht sowohl um den einzelnen als auch um eine neue Gesellschaft. Und es geht um die Verbindung von deutscher und dänischer Tradition und Gegenwart.

NIELS BØGH ANDERSEN

Fiskersøn fra Aventoft

Gyldendal, Kopenhagen 1974. 229 Seiten

Ein neues und bemerkenswertes Buch in der Reihe der Memoiren aus dem Schleswigschen wird von Niels Bøgh Andersen, dem langjährigen Leiter der dänischen Volkshochschule Jarplund, vorgelegt. Bøgh Andersen erzählt aus seiner Kindheit in Aventoft an der Grenze, berichtet über seine Ausbildung zum Lehrer auf dem Seminar in Tondern, erzählt von seinen Erlebnissen aus Kopenhagen um 1930 und zeichnet am Ende des Buches ein Bild seiner Zeit als Lehrer in Harrisleefeld und in Flensburg auf dem düsteren Hintergrund der 30er Jahre. Das Buch ist prall, rund und voller Leben. Es ist der Bericht des Fischerjungen aus Aventoft — ganz draußen im Westen —, dem nach einer Lehrlings- und Gesellenzeit, die er gut zu nützen verstand, die Aufgaben des verantwortlichen Meisters an einer der großen kulturellen Einrichtungen der dänischen Volksgruppe übertragen wurde. Vor allem aber ist dieses Buch eine Liebeserklärung an die Heimat, insonderheit an das Dorf Aventoft und ein literarisches Denkmal, das der Sohn seinen Eltern schuf.

In der Schilderung der westschleswigschen Natur, in den Berichten über Glaube, Aberglaube und Brauch wird das Buch zu

einer Topographie, die in ihrer sprachlichen Farbigkeit von Reiz ist. In der Zartheit der Schilderung des Elternpaares, in welcher sich Liebe und Respekt vereinen, wird es zu einem menschlich-schleswigschen Dokument. Am Beispiel der Eltern vornehmlich, aber auch am Beispiel anderer Menschen, die für den jungen Andersen Bedeutung erhielten, spiegeln sich typische Eigenschaften der Menschen dieses Raumes: ihre Zähigkeit, ihr Fleiß, ihr Humor und ihre Toleranz, hinter welchem allem sich eine Innigkeit von stiller, ausstrahlender Wirkung verbirgt.

Einzelheiten? Wollte man auch nur wenig erzählen, müßte man das Buch mit eigenen Worten nacherzählen. Sie zeugen alle von dem fesselnden Erzählvermögen des Verfassers, von seinem Ernst, seinem Humor, seiner Bereitschaft zur Aufgabe — in diesem Falle zum beispielhaften Dänischsein — und seiner Fähigkeit, über den Zaun zu schauen. Ein Beispiel dafür ist das kurze Kapitel Emil Nolde. Andersen sieht richtig, daß Nolde auf weite Strecken als typisches geistiges Produkt der alldeutschen Zeit gesehen werden muß. An diesem und anderen Kapiteln hat man dann auch Gelegenheit, die Fähigkeit Andersens zu studieren, die bildende Kunst eigenständig zu erleben. Bøgh Andersen ist Däne. Er distanziert sich von allem Deutschen. Er sagt es nicht, aber er tut es. Manchmal überkommt den Leser das Gefühl: Hat er anderes und mehr zu geben als den Respekt vor seinem Identitätsgefühl? Dann wieder empfindet man seine Betrachtung über das Seminar in Tondern der zwanziger Jahre als „politisch konstruktiv“. Die für die deutsche Seite beschämende Zeit der dreißiger Jahre wird so beschrieben, daß trotz aller Schärfe von Fairness gesprochen werden kann.

Werden die einen Linnemanns Visionen als unfruchtbare Phantasie empfinden, so

werden andere Bøgh Andersens Betrachtungen als hoffnungslos retrospektiv bezeichnen. Beide Reaktionen wären dem Vorwurf allzu emotionaler Reaktion ausgesetzt. Was geschah denn? Linnemann gestaltete sein Weltbild mit dem Blick in die Zukunft — auf dem Hintergründe der äußeren Wirklichkeit der Grenzregion von 1970—1980. In formaler Beziehung erinnert er an verwandte europäische Erzähler, in deren Geschichten aus großen Familien man unschwer Sinnbilder eigener Erfahrung und persönlichen Lebens finden kann. Bøgh Andersen sieht sein persönliches Leben unter das Gesetz des nationalen Gedankens des 19. Jahrhunderts als einer schier religiösen Idee gestellt. Damit gehört er zu den geschichtlich relevanten Zeugnissen dieser Region. Beides, Geschichte und Zukunft, sind Elemente, ohne deren Inspiration man sich kaum ein Leben als Mensch und Glied einer Kette vorstellen kann. Und so kann man füglich diesen beiden Autoren die Fähigkeit, sowohl Bilder als Impulse zu geben, nicht absprechen, mit welcher Feststellung der Rezensent seine Reverenz erweisen möchte. Er tut es nicht zuletzt auch in der Spannung, ob das Gespräch mehr Partner aus beiden nationalen Lebenskreisen des schleswigschen Raumes bekommt.

*

HANS MOSEGAARD

Grænsebarnet

Melbyhus 1974, 100 Seiten, broschiert

Es ist die Autobiographie eines „Grenzlandkinds“, herangewachsen in Hadersleben in einem bewußt proletarischen Milieu. Der Vater ist Tabakspinner, hat zeitweise in Nordhausen gearbeitet und von dort seine Frau Anna mitgebracht, die, beiläufig gesagt, auch in unseren deutschen Kreisen als Verfasserin von kleinen, im Arbeitermilieu spielenden Bühnenstücken bekannt war. Der Vater und seine Familie, die zur Hauptsache nördlich der Königsau-Grenze wohnt, sind dänisch, aber im Hause wird deutsch gesprochen. Der Erzähler, 1902 geboren und vier Jahre später mit seinen Eltern nach Hadersleben gekommen, erlebt hier eine Kindheit, in der ihm Grenzprobleme nicht bewußt werden, obwohl er auf der Straße mit seinen Spielkameraden plattdänisch spricht. Die

letzten Schuljahre vergehen in der hungrigen Kriegszeit, und seine Lehrjahre als Bäcker fallen in die Jahre nach der Volksabstimmung, die mit ihrer Arbeitslosigkeit für einen Arbeiter in Nordschleswig kaum besser sind als die gleichzeitigen Inflationsjahre südlich der Grenze. Die Arbeitslosigkeit treibt die Familie nach Silkeborg. Schwer fällt dem Jungen die Umstellung von Plattdänisch auf Hochdänisch, er betont alles falsch, und vor allem kneift es mit der Aussprache der „bløde d'er“. Schreiben geht schon gar nicht, in der Schule hat er nur die „deutsche“ und nicht die „lateinische“ Schrift gelernt. Was ihn alles Ungemach überwinden hilft, ist die Kameradschaft, die er im Sport findet: Ringen und Boxen sind sein Hauptinteresse.

Der weitere Lebenslauf, als Bauernknecht, „Bestmann“ oder „Smutje“ auf einem Küstenschiff, Tippelbruder durch Deutschland, zwischendurch auch in

Backstuben, und später als Holzfäller, Bäcker oder „farmhand“ in Kanada bis zu einer befriedigenden Existenz in der dänischen Heimat — das ist alles, obwohl ohne jede literarische Ambition geschrieben, als Darstellung einer glücklicherweise vergangenen Epoche sehr interessant zu lesen.

Ob es für ein Grenzlandschicksal typisch ist? Man findet eigentlich kein entscheidendes Erlebnis, das H. M. auf die dänische Seite gebracht hat. Nur gleich nach dem Kriegsende 1918 staunt der Junge darüber, daß nun auf Versammlungen und Kundgebungen dänisch gesprochen wird. So bleibt das eigentlich nur die Bestätigung, daß es im Gebiet der „Zweistromigkeit“ meistens nur individuelles Schicksal und oft auch nur ein Zufall ist, in welchen nationalen Sog der Mensch hineingezogen wird. Darum sollte man das Büchlein aus dem bei uns kaum bekannten Verlag nicht übersehen. J. O.

DIE DOPPELER CHANCEN

Eine Erzählung aus dem Deutsch-Dänischen Krieg 1864

von Wilhelm C. Hambach

(siehe Grenzfriedensheft 3/1974) ist jetzt im Text und Bildteil erweitert als Buch erschienen bei der Flensburger Buchhandlung Carl Rüffer (Inh. Bohde).

Andreas bäumt sich auf!

Der Kieler Oberbürgermeister Andreas Gayk zählt zu den legendären politischen Persönlichkeiten, die der Nachkriegsgeschichte ihr Gesicht gegeben haben. Wie Kurt Schumacher war er ein Symbol der hohlwangigen Arbeitsbesessenheit, die das Chaos ordnete und den Aufbau gleichsam aus

dem „Nichts“ ermöglichte. Im Scherz schrieb er den „Amnestierten“ des Kieler Studentenkabarets ins Stammbuch: „Andreas bäumt sich auf —.“ Das war mehr als eine heitere Anmerkung: Darin verbergte sich sein politisches Programm des Wiederaufbaus, seine persönliche Einstellung und ein ironischer Reflex auf beides. Nun schließt dieser Satz - faksimiliert - einen ungewöhnlich gut gelungenen Erinnerungsband:

Andreas Gayk und seine Zeit

*Erinnerungen an den Kieler
Oberbürgermeister*

*Herausgegeben von Jürgen Jensen
und Karl Rickers*

*Karl Wachholtz Verlag,
Neumünster 1974, 267 Seiten*

Reich illustriert, schön gedruckt auf gutem Papier, in Leinen gebunden, gehört diese Neuerscheinung doch keineswegs zu jenen mehr oberflächlichen kommunalen Prachtbänden, die eher der Stadtwerbung als der geschichtlichen Betrachtung zuzurechnen sind. Es handelt sich um einen Erinnerungsband im besten Sinne — ohne Goldschnitt, aber voller Wahrheit und Erkenntnis über einen wichtigen Mann, seine Zeit und seine Zeitgenossen.

Nach einem instruktiven Überblick der Nachkriegsperiode, den der Historiker Kurt Jürgensen verfaßt hat, folgen in lockerer Reihe Beiträge von Michael Freund, Hans Muthling, Karl Rickers, August Rathmann, Ludwig Preller, Ernst Siegfried Hansen, Franz Osteroth, Bruno Diekmann, Fritz Baade u. a. - insgesamt 28 Autoren, die alle mit Andreas Gayk zusammengearbeitet haben und zwanzig Jahre nach seinem Tode ein bemerkenswert lebendiges Bild zu zeichnen vermögen. Andreas Gayk gehörte

offenbar zu den Erscheinungen, die sich dem Gedächtnis unverwechselbar einprägten, so daß ein echter Erinnerungsband möglich wurde. Zwar überschneiden sich die einzelnen Beiträge in ihren Aussagen, manches erscheint widersprüchlich gebrochen, aber insgesamt ergänzt sich alles zu einem facettenreichen einheitlichen Bild, gesehen und geschildert durch unterschiedliche Temperamente und eigenwillige Beobachter. Der Redaktion ist zu danken, daß sie nicht unbillig geglättet und stilistisch getrimmt hat, wo doch der persönliche Ton unmittelbar zur historischen Wahrheit hinzugehört.

Zu jenen Passagen, die in verschiedenen Beiträgen immer wiederkehren, gehört Gayks Einstellung zur Grenzfrage und zum Volkstumskampf im Landesteil Schleswig. In der Wiederholung wird deutlich, welche wichtige Rolle der Kieler Politiker nicht nur für das Land, sondern speziell für die Grenzfrage gespielt hat. Gayk gehörte zu jener Generation der Arbeiterjugend, die sich nach 1918 in neuer Weise der nationalen Frage genähert hatte. Hermann Hellers Schrift über „Sozialismus und Nation“ aus dem „Arbeiterjugend-Verlag“ gehörte zu ihren wichtigsten Leseerlebnissen. Dort war schon 1925 zu lesen: „Unsere gegenwärtige Lage gestattet uns weder freie nationale noch internationale Selbstbestimmung. In jeder Wirklichkeitsgestaltung aber führt der Weg zur Menschheit durch das Volk ...“ Dort hieß es auch: „Zu den Wirklichkeiten, mit denen die tatbereite Auseinandersetzung des Sozialismus am dringendsten erscheint, gehört die Nation.“ Wie sein Freund Kurt Schumacher suchte Gayk die „Wirklichkeitsgestaltung“ und „tatbereite Auseinandersetzung“ mit und in der nationalen Frage.

Aus den Beiträgen Annemarie Rengers und Michael Freunds läßt sich schließen, daß

Schumachers Husumer Rede, die zur Abspaltung der SPF führte, auf enger Fühlungnahme zwischen Gayk und Schumacher beruhte, wobei auch Michael Freund zu den einflußreichsten Ratgebern gehört haben dürfte. Die historische Forschung mag das weiter erhärten. Auf jeden Fall war Gayk bis 1949 auf Landesebene der Strategie einer harten Abgrenzungspolitik gegenüber den „schleswigschen Separatisten“. Hier läßt sich eine Parallele zu Schumachers Abgrenzungspolitik gegenüber der SED ziehen.

Freilich war es Gayk beschieden, nach seinem Erfolg auch eine versöhnliche Wende herbeizuführen. Ernst Siegfried Hansen arbeitet in seinem Beitrag deutlich heraus, welchen Anteil Gayk am Zustandekommen der Kieler Erklärung von 1949 hatte. Mehr noch: Hansen zeigt an Hand mehrerer Artikel aus der Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung auf, mit welcher journalistischen Energie Gayk für die Umsetzung der Kieler Erklärung in praktische Politik gekämpft hat. „Eine echte Gefahr der Abspaltung und Absplitterung von Südschleswig besteht nicht mehr“, so schrieb er, „die Gesten, der Ton und der Klang der deutschen Politik in Südschleswig kann und muß nun anders sein als in den Jahren, da ein echter Kampf um das deutsche Südschleswig stattgefunden hat.“ Gegen den Widerstand von Parteifreunden wie Richard Schenck setzte Gayk eine neue Politik durch, so daß er noch kurz vor seinem Tode die Wiedervereinigung mit der SPF erleben konnte.

Andreas Gayk, der Kieler Oberbürgermeister, hat zweimal — 1946 und 1949 — an entscheidenden Wendungen der sozialdemokratischen Schleswigpolitik maßgeblich mitgewirkt. Das bezeugen die vorliegenden

Erinnerungen, das wird die historische
Forschung weiter zu klären haben.

Gerhard Beier

W. POGGE VAN RANKEN

flensburg / flensburg

*Skandia Verlag. N. A. Sørensen KG,
Flensburg 1974, 62 S.*

Mehrfach sprachen wir an dieser Stelle von der Problematik, die darin besteht, „Bildbände“ zu machen. Pogge van Ranken zeigte wieder einmal, daß Probieren über Studieren geht, als er in Gemeinschaft mit den Fotografen Hoffmann, Metschies und Dannenberg, sowie der Grafikerin Margarete Seidel diesen neuen Band schuf. Die Aufnahmen zeugen von technischer Vollkommenheit — mehr noch von einer Sensibilität, der wir ein atmosphärisches Bild der Stadt verdanken. Pogge van Ranken selbst gestaltete den Text, in dem eine Fülle von Stoff scheinbar spielerisch ausgebreitet wird, was aber ganz sicher nur dank großer Akribie der Vorarbeit möglich war. Ranken versteht es, zu plaudern und zu informieren. Das Buch ist zweisprachig und deutet schon dadurch die Situation dieser Stadt an der Grenze an. Es vermittelt Informationen, die allerdings der kundige Leser zu einem eigenen Bild abrunden wird — und damit wären wir wieder bei der Problematik des Bildbandes, der seiner Konzeption nach nicht mit historischen Betrachtungen aufwarten will und soll. Daß der gute Bildband aber mehr sein kann als nur eine Reihe von Fotos, das beweist dieser schöne Band wieder einmal.

Dr. H. P. J.